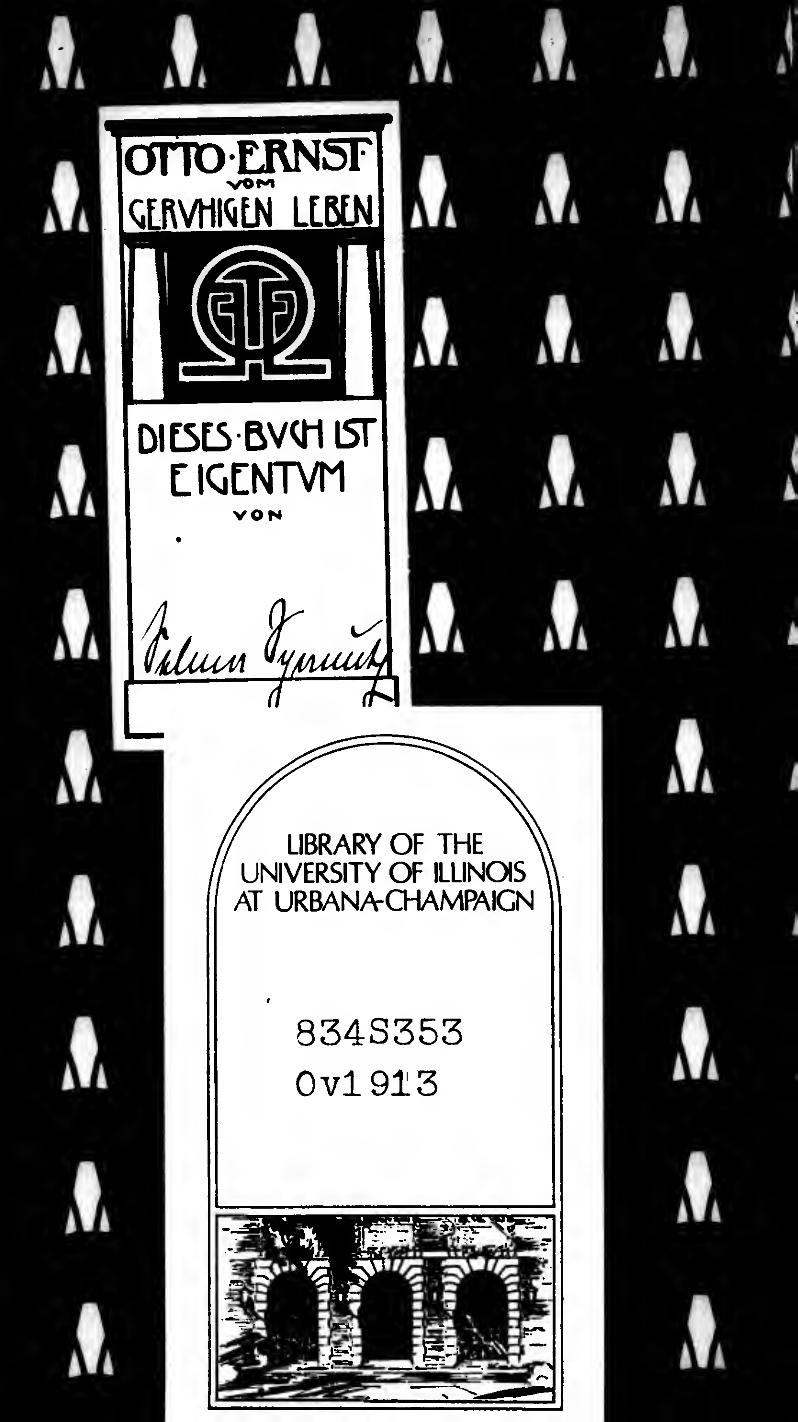


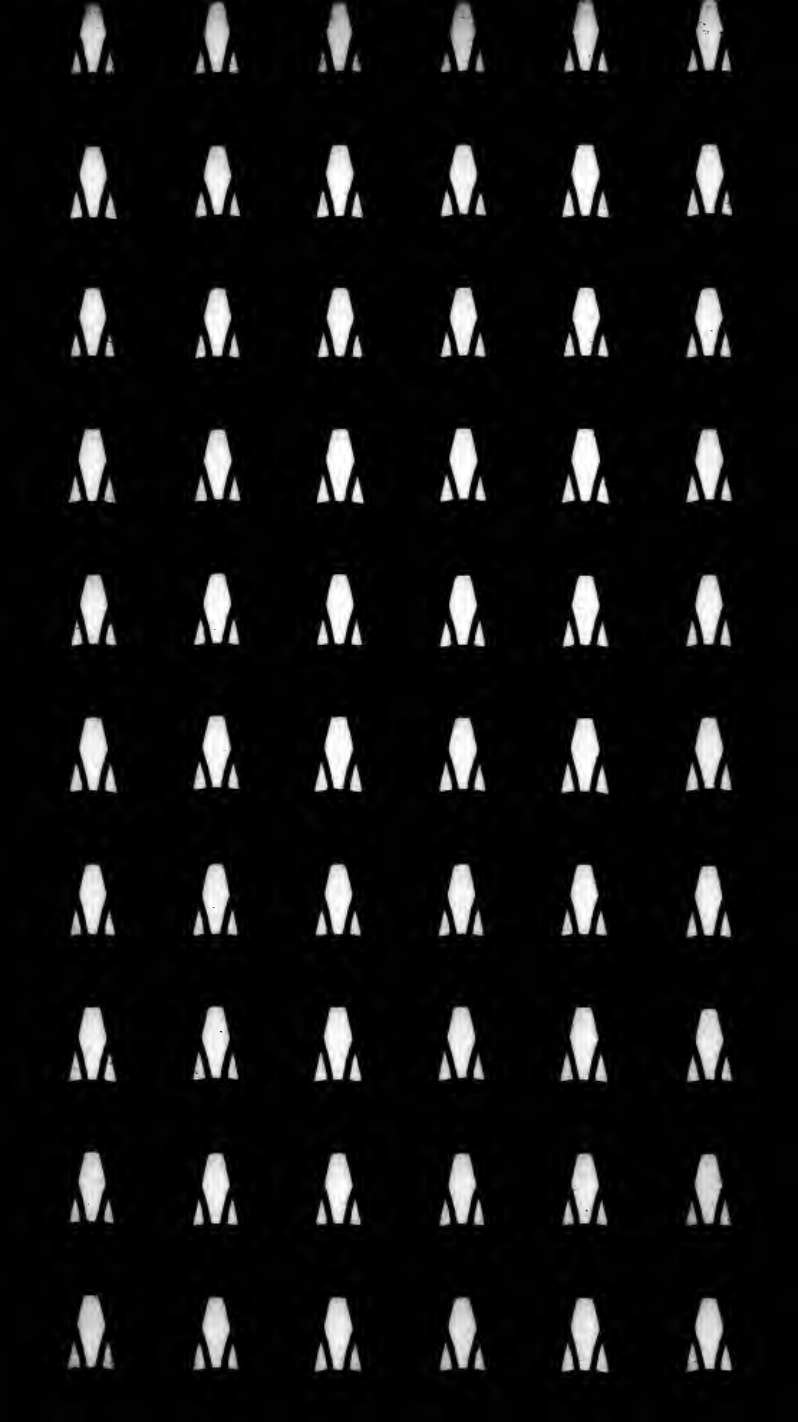
HUMORISTISCHE PLAUDEREIEN

VON

OTTO ERNST



OTTO·ERNST
VOM
GERVHIGEN LEBEN
DIESES·BVCH IST
EIGENTVM
VON





Otto Ernst.

Vom geruhigen Leben.

Vom geruhigen Leben

Humoristische Plaudereien

von

Otto Ernst

Buchschmuck von Max Dasio

Neue, durchgesehene und vermehrte Auflage

Zweiunddreißigstes und dreiunddreißigstes Tausend



Leipzig · Verlag von L. Staackmann · 1913

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Inhalt.





Deutschland.

Wie du mich treu begleitest
Auf meiner Wanderschaft,
An Mutterhand mich leitest,
Du Land voll Morgenkraft.

Wohin den Stab ich hebe,
Dein Auge sieht mich an
Und spricht: „Vertrau und lebe,
Mein Sohn und Wandersmann."

Wohin die Füße schreiten
In nimmermüder Lust,
Dein Feld und Anger breiten
Sich weit in meiner Brust.

Geruhig steht mein Wille
Wie dieser Felsen Hang;
Durch meines Herzens Stille
Rinnt deiner Ströme Klang.

Nun wollen Feinde zwängen
Sich zwischen dich und mich,
Mich dir vom Herzen drängen —
Ich aber bau auf dich.

Ich steh und such in Sorgen
Dein Auge groß und lind —
Und weiß, ich bin geborgen
Wie einer Mutter Kind.

Ich weiß: nicht kann uns trennen,
Was Neid und List erfand.
Mein Herz wirst du erkennen,
Wie ich dein Herz erkannt.







Wer je in seinem Leben den vortrefflichen Roman „Auch Einer" des noch vortrefflicheren Humoristen Friedrich Theodor Vischer gelesen hat, der wird sich auch in späteren Jahren noch mit Behagen erinnern, daß der Dichter ein Erkleckliches und Erquickliches zu reden weiß von der „Tücke des Objekts". Man wird sich desgleichen erinnern, daß der Dichter unter sol-

cher „Tücke des Objekts“ die große Summe der kleinen Hindernisse versteht, die uns von äußeren und zufälligen Umständen gerade bei unseren wichtigsten und erhabensten Handlungen in den Weg geworfen werden. Eine große Tat vollbringen, ist keine Kunst, wenn man im entscheidenden Augenblicke nicht durch Niesen oder durch das Platzen einer Naht an ihrer Vollbringung gehindert wird. Das ist der Sinn der Vischerschen „Tücke des Objekts“.

Hat nun der mehrfach benannte Poet aus Württemberg die Vermessenheit besessen, den Humor des hirnzerschlitzenden Nasen-Rachenkatarrhs und der unzeitig geplatzten Hosennähte recht ausführlich zu kultivieren, solcher Dinge also, die eines großen Hintergrundes durchaus entbehren und die geradezu dem schlimmen Verdachte Raum geben, der Autor habe ehrenhafte deutsche Mitbürger mit Bewußtsein zum Lachen gereizt: so geht der ganz unwürdige Verfasser dieser Plauderei in seinem Unterfangen gar so weit, der reinen Vernunft jenes Spaßmachers noch seine vermeintlich praktische Vernunft hinzuzufügen. Der ganz unwürdige Schreiber dieser Zeilen ist nämlich nicht nur davon überzeugt, daß so etwas wie die Tücke des Objekts in Wahrheit vorhanden sei, sondern er lebt auch des Glaubens, daß es eine Weise gebe, ihr erfolgreich zu begegnen.

Schwerer als auf anderen Zeiten der schwarze Tod, lastet auf unserem Zeitalter die Seuche des grellen Lebens. Es ist die ansteckende, hartnäckige, tragikomische Krankheit, die man Nervosität nennt. Sie ist tragikomisch von einer schlimmen Art: wer von ihr befallen ist, dem ist sie sehr tragisch — den anderen aber meistens komisch. Oder sie halten sie für eine Lumperei, von der man kein Wesens machen sollte. Ich finde, man soll viel, viel Wesens von ihr machen. Denn obwohl sie dem Einzelnen meistens das Leben läßt, ist sie eine tödliche Krankheit. Manchen tötet sie 24 mal an einem Tage; was aber mehr bedeutet: sie tötet Völker und Generationen.

Sehr wahrscheinlich, daß sie eine Ansteckungskrankheit ist wie Chauvinismus und Grippe, Bigotterie und schwarze Pocken und ihr spezifisches Kontagium hat, das zu allen Zeiten auftreten kann. Gewiß ist aber, daß sie in unserer Zeit eine besondere „Disposition“ vorfindet. Kein Märchen von „guter, alter Zeit“ ist es, daß unsere Väter zu allen ihren Taten wundervoll viel Zeit hatten. Sie waren gewiß so lebendig und fleißig wie wir; aber wenn der Blitz ihr Haus in Brand steckte, so rauchten sie, bevor sie hinausgingen, noch eine lange Pfeife. Wollt ihr noch die Abendröte jenes Zeitalters genießen, so geht in eine Kleinstadt;

dort wächst noch alte Zeit zwischen den Pflastersteinen. Du verabredest dich mit deinem Freund in der Kleinstadt für Punkt zwei Uhr zu einem gemeinsamen Gange. Naiv, wie du als Großstädter bist, erscheinst du Punkt zwei Uhr oder auch eine Minute früher auf dem Posten. Dein Freund empfängt dich mit einer leichten Überraschung im Blick, erklärt aber, er werde gleich bereit sein und habe nur noch einen Blick in den Stall zu tun. Nach dreiviertel Stunden kommt dein Freund aus dem Stalle, unschuldig wie ein Schaf, und tut garnicht, als ob irgend jemand sich zu entschuldigen hätte. Er ist überzeugt, daß du dich mit seinem Großvater, der dir von sämtlichen Fleisch- und Gemüsesorten die Preise zu Anfang und zu Ende des vorigen Jahrhunderts vorgerechnet hat, vortrefflich unterhalten habest. Ihr wollt gerade gehen, als die Gattin bemerkt, daß ihr Mann mit dem Hut unmöglich auf die Straße gehen könne und daß der andere Hut beim Hutmacher sei.

„Ach, dann schick' eben die Anna zum Hutmacher und laß ihn holen, ja? Mein Freund nimmt noch 'n Augenblick Platz, nicht wahr?"

Aber natürlich. Warum nicht? Time is money. Man muß es einmal ansehen, mit welcher Nervenruhe diese Leutchen auf Anna

und den Hut warten. Sie sind noch nicht wieder zurück, als Verwandtenbesuch aus dem benachbarten Dorfe erscheint. Bis dieser Besuch ordnungsmäßig empfangen ist und sich auf mehreren Stühlen in Linie entfaltet hat, vergeht eine Viertelstunde. Der Besuch erzählt, daß Onkel Thomsen sich eine Ziege gekauft und der kleine Franz sich die Finger verbrannt hat. Es ist ganz selbstverständlich, daß du mit anhörst, wie Onkel Thomsen sich eine Ziege kaufte und der kleine Franz sich die Finger verbrannte. Inzwischen empfindet die Hausfrau, daß es Zeit zum Kaffeetrinken sei und meint, eine gute Tasse Kaffee würdest du „im Fluge" gewiß noch mitnehmen. Freilich, freilich. Dir ist jetzt schon alles egal. Die Zeit ist dir nur noch eine leere, nichtssagende Form der Vorstellung. Du kannst von hier aus ja gleich zum jüngsten Gericht gehen, wenn die Zeit knapp werden sollte. Nachdem der Kaffee mit allen Vorsichtsmaßregeln aufgetragen und er sowohl wie zahlreiche Butterbrote in einem sehr gedeihlichen Tempo genossen worden sind, erklärt dein Freund ohne jede Anwandlung von Schwäche, daß es jetzt, um halb fünf Uhr, doch zu spät für den verabredeten Gang sei, aber man könne ihn ja ebensogut morgen um zwei Uhr unternehmen.

Leben sie nicht, diese guten Leute, wie in einem Schlaraffenlande, wo Milch, Zeit und

Honig in vollen Bächen fließt und wo man, wenn das Leben ausgetrunken ist, wieder einschenkt? Wo man selbst den Tod so lange bei Wein und Politik hinhält, bis er gemütlich die Sense in den Winkel lehnt und sagt: „Auf ein paar Jahre kommt mir's nicht an?" Und derweilen sich diese Leute in Zeit wälzen wie Ferkel in der Kleie, lebst du in der Großstadt — nicht nach einem Stundenplan, o nein — nach einem Halbeminutenplan. „4 Uhr 15 ist der Vortrag zu Ende; 4 Uhr 17½ Minuten ist die grüne Straßenbahn an der Ecke der Pfälzerstraße, in 2½ Minuten kann ich sie erreichen: in 15 Minuten, also 4 Uhr 32½ ist sie am Moltkeplatz; wenn ich Glück habe, erwische ich dort die rote Bahn und fahre mit dieser in 14½ Minuten nach der Domgasse; wenn ich die Beine nachziehe, kann ich in 13 Minuten an der Esplanade sein und komme dann eben rechtzeitig um 5 Uhr zur Konferenz." Hast du aber kein Glück — und mit Straßenbahnen hat man nie Glück — dann fällt deine ganze Tagesordnung über den Haufen wie ein Kartenhaus, das auf den großen Zeiger einer Turmuhr gebaut wurde; über den ganzen Rest des Tages fällt der Schatten der versäumten 10 Minuten; alles ist verschoben, alles verdreht und verspätet; die Galle tritt ins Blut, und in jener halben Minute, die du zu spät

zur roten Bahn erschienst, hast du einen Tag verloren.

Oder du sitzest in deinem Bureau oder Kontor und prüfst eine Statistik, die morgen abgeliefert werden muß. Ha, denkst du, die Eingabe des Herrn X muß ja noch heute erledigt werden! Und dann das Attest, das Frau Y. erbeten — —! Ja, richtig, der Z. wartet schon drei Tage auf die Empfangsbestätigung für seine Sendung — und dann muß der Bericht an die Behörde angefangen werden; es sind nur noch acht Tage bis zum Einlieferungstermin — — Ih, sollte nicht heute eine Sitzung des Wohlfahrtsausschusses sein? (Du suchst längere Zeit nach einem Papier.) Richtig: Sitzung am 3. Juni Morgens 11 Uhr — es ist jetzt ³/₄12 — also versäumt! Hm — dem Dr. N. hab' ich noch gar nicht auf seine Einladung zum Diner geantwortet; es hat, glaub' ich, vor 14 Tagen stattgefunden — halt! Hab' ich eigentlich schon meine Feuerversicherung erneuert? Nein — nein! Und dabei gewittert's jetzt alle Tage, und überall schlägt's ein! Zum Augenarzt komm' ich auch nicht mit meinem Bindehautkatarrh — ach ja, das Buch über Lungenheilstätten von Dr. M. sollt' ich ja lesen, das liegt schon seit Weihnachten hier — hab' ich eigentlich schon dem Fräulein O. geantwortet? Aah,

da muß ich doch aber gleich — nein, erst muß P. Bescheid haben, daß ich — oder nein, noch eiliger ist der Brief an Q.; die andern kann ich heute Abend — Donnerwetter, heute Abend ist ja der Vortrag von Professor R.; wenn ich da nicht hinkomme, wird er mir sein Lebtag nicht wieder — ja, was ist denn das, heut Abend hab' ich ja Gesellschaft im eigenen Hause —

Du bist längst aufgesprungen und rennst wie eine vergiftete Ratte an allen vier Wänden der Zeit hinauf, um ein Loch zu finden. Da tritt dein Diener ein und sagt: Herr Soundso (wie du nun eben heißt), es ist höchste Zeit, auf's Gericht zu gehen, sonst wird Ihre Klage als zurückgezogen betrachtet! Du greifst nach deinen Stiefeln, und indem du natürlich den linken Stiefel auf den rechten Fuß zu ziehen versuchst, fallen dir fünf notwendige Besuche, sieben wichtige Sitzungen und neunzehn dringliche Briefe ein; du stürzest davon, kehrst aber in der Tür wieder um und rufst dem Diener zu: „Lieber Meyer, mir fällt ein, ich habe auf 1 Uhr dem Porträtmaler eine Sitzung versprochen; sagen Sie, ich wäre plötzlich abgerufen worden, und dann gehen Sie sofort hin und bezahlen Sie die Einkommensteuer, die hab' ich total vergessen; der Gerichtsvollzieher ist schon dagewesen und hat Zettel angeklebt . . . .“

Und so kommst du vor tausend Arbeiten zu keiner einzigen und erleidest das graueste Elend, das diese Welt gewährt: der Katzenjammer nach einer übervollen Nacht ist Himmelsfreude gegen den Kater nach einem leeren Tage!

Armer, verstörter Geist, ruheloses Herz, gequälter Zeitgenosse und Mitmensch, komm' zu uns und empfange Frieden in den Armen der

Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben.

Siehe, wir nennen uns nicht die „Brüder vom ruhigen Leben", sondern „Brüder vom geruhigen Leben", woraus du ersehen mögest, daß wir Zeit haben. Nachdem du so vielen Vereinen und Ausschüssen beigetreten bist, tritt endlich diesem bei, den ich mit anderen weisen Männern gegründet habe und der dich alle anderen Vereine ertragen lehrt. Du hast bereits dein Eintrittsgeld in der Hand — festina lente —. Höre und erwäge wohl, bevor du handelst.

Ich seh' es dir an: du wähnst, ich lüde dich zu einem Klub der Wurschtigkeit, in welchem man lebt nach dem Grundsatze: „Nachher ist alles eins; in der Nacht des Todes sind alle Katzen grau, und obendrein sieht, wer tot ist, kein Grau und keine Katze." Irre dich

nicht. Unsere Brüderschaft lebt das Leben mit eifriger Aufmerksamkeit und reger Kraft.

Oder glaubst du, wir schraubten uns und unsere Welt zurück in die Zeiten der Väter, die sich an dem Blitz, der ihr Haus entzündete, eine lange Pfeife entbrannten? O nein, mein Freund, unsere Brüdergemeinde weiß, daß Leben nicht zurück kann; Leben kann immer nur vorwärts.

Unsere Gemeinschaft weiß, daß Reize und Sorgen den Menschen von heute zehnfach so stark bestürmen wie seine Vorfahren. Es ist wahr: der Ernst des Lebens und die Lust des Lebens reißen sich um die moderne Menschenseele mit einem Ungestüm, das ehemals unerhört war. Wir Kinder dieses goldenen Zeitalters der Technik und der Wissenschaft sind ein Geschlecht von Parvenus, und unter diesen Parvenus sind wir Deutschen noch ein besonderes Stück emporgekommen. Wer aber so jählings emporkommt, dem wird schwindelig. Das ist das Schicksal der Parvenus.

Arbeit und Genuß tanzen uns vor den Augen, daß uns wirblig wird und alles sich mit uns im Kreise dreht. Wir haben den Überblick verloren; wir haben noch nicht gelernt, über die neue, unerwartete Fülle zu disponieren. Ruhig gesehen ist über die Hälfte

geschafft. Wir werden hineinwachsen in unsere Aufgabe; wir werden sie bewältigen, wie jedes vorhergegangene tapfere Geschlecht. Aber noch flimmert's uns vor den Augen. Die einfachsten, banalsten Gebote der Ordnung, der Beschränkung und Überlegung sind uns abhanden gekommen, und bei wem du eintrittst, suchst du vergebens nach der philosophischen Hausapotheke.

Erwarte daher nicht orphische Weisheit, nicht rabendunkle Urworte aus Morgendämmerungen der Menschheit, der du eintrittst in unsere Gemeinschaft! Es sind die gewöhnlichen Rhabarbertropfen der Seelentherapie, die du hier findest; was aber das Eigentümlichste ist, sie stehen nicht da in verstaubten Fläschchen, sondern sie werden angewandt. Wer in die Brüdergemeinschaft aufgenommen wird, leistet zuvor einen heiligen Eid, daß er ihr alle seine Sünden gegen ein geruhiges Leben beichten, sich den über ihn verhängten Bußen unterwerfen und die Lehren der Weisen mit Ehrerbietung hören und redlich befolgen werde.

In großen, ehrwürdigen Protokollen ist niedergeschrieben, was in den sonnabendlichen Konventen gebeichtet, verhandelt, geurteilt und gelehrt worden, zu denkwürdigem Zeugnis von der gewaltigen Macht und Tücke des Kleinen und von der Überwindung solcher Macht. In

diesen heiligen Büchern mit mir zu blättern, bist du nunmehr, teuerster Leser, herzlich gebeten.

Haare in der Feder.

Es ist verzeihlich, Mensch, daß du meinst, wenn dir ein Haar in der Schreibfeder sitzt, es werde sich beim Schreiben von selbst wieder daraus entfernen. Bedenke aber, daß Haar und Feder, sobald sie diese deine Meinung merken, nur um so zärtlicher zusammenhalten. Aus dem verschmierten Buchstaben wird ein verschmiertes Wort, aus dem verschmierten Wort eine verschmierte Zeile; in der nächsten Zeile geht die Schmiererei rüstig weiter und dauert so lange, bis du die Feder auf den Tisch haust, sie zerbrichst und dir die Hand verstauchst. Daß du die ganze Seite nun noch einmal schreiben mußt, kostet bloß Zeit. Die verstauchte Hand kostet Zeit, Verdienst und ärztliches Honorar: das will alles noch nichts sagen. Aber das Wutgift, das sich in dir angesammelt, während du mit steigendem Ingrimm auf die Vernunft eines Haares hofftest, und nun der tage-, der wochenlange, mindestens der viertelstundenlange Ärger über all die Widerwärtigkeit: die fressen Nerven und Hirn, und das läuft in die Papiere. Sobald du, o Mensch, ein Haar in deiner Feder spürst,

spreize die Feder und entferne das Haar, und will dir's nicht gelingen, so wirf die Feder weg oder das fasernde Papier und nimm neues Material und lächle dabei als ein Wissender, der in aller Ruh und Behaglichkeit ein glänzendes Geschäft macht.

Infame Halskragenknopflöcher.

Es gehört zu den selbstverständlichsten Erscheinungen, daß die Knopflöcher neuer, namentlich etwas enger Halskragen sich gegen die Aufnahme größerer Knöpfe wehren. Nach dem ersten vergeblichen Versuche pflegt der Mensch von heute „Na?!" zu rufen, nach dem zweiten „Nanu?!!", nach dem dritten: „Na, da soll aber doch gleich —!", nach dem vierten pflegt er sich bereits erschöpft auf das frischgemachte Bett fallen zu lassen; beim fünften bricht er sich einen Fingernagel ab; nach dem sechsten schleudert er den Kragen in die Ecke und mit dem Kragen ein wertvolles Glas vom Waschtisch hinunter, und wenn seine Frau mit dem heitersten und liebenswürdigsten Gesicht von der Welt hereinkommt und ihn lächelnd etwas fragt, so antwortet er in einem unliebenswürdigen Tone, der ihm und ihr den ganzen Abend und den folgenden Morgen verdirbt. Der arme Unwissende und Verblendete merkt

nicht, daß die Schar der tückischen kleinen Knopf- und Kragendämonen sich bei jedem Fluche verdoppelt und daß ihre Gewalt und ihr Gewieher schon nach dem dritten Versuch ins Ungeheure und Unbezwingliche gewachsen ist.

Der Mensch nehme einen rundlichen, kegelähnlichen Gegenstand, z. B. ein geschlossenes Scherchen, treibe ihn in das Knopfloch und weite es ein wenig und mit Ruhe; er trete dann vor den Spiegel, und er wird sehen, daß der Knopf gefügig in sein Loch schlüpft und daß der Mann im Spiegel ihn anschaut mit der heiteren Ruhe eines Gottes, zu dessen Füßen sich die Dämonen der Hölle krümmen. Einsatz bei diesem Spiel: eine Minute Zeit; Gewinn: ein frischgemachtes Bett, ein Fingernagel, ein venetianisches Glas, eine Viertelstunde Zeit, eine liebenswürdige Frau, ein fröhlicher Abend, ein ditto Morgen, mehrere Bündel Nerven und ein gehöriges Quantum Herz- und andere Muskelkraft. Was sind dagegen die Chancen in Monte Carlo?!

Vergessene Hosenträger.

Bei Menschen, welche sich auch während des Ankleidens mit der Komposition von Sonaten oder Parlamentsreden befassen, ist es

gar zu leicht möglich, daß sie, in Frack, Lack, Claque und Handschuhen und schon im Begriff, in den Wagen zu steigen, an dem erbärmlichen Gefühl einer Art inneren Haltlosigkeit (nicht ihrer Reden, sondern ihres äußeren Menschen) plötzlich inne werden, daß sie die Hosenträger anzulegen vergessen haben. Ein teurer Novize, den wir bald als Konfrater in den Schoß unserer Gemeinschaft aufnehmen zu können hoffen, ist in solchem Falle die Treppen wieder hinaufgestürmt, hat sich dabei mit dem Fuß in seinen Cylinder verwickelt, hat sich unter Entwickelung einer unglaublichen Körpertemperatur fast bis auf die Haut ausgezogen, beim abermaligen Ankleiden seine Weste nicht wiederfinden können und endlich infolge alles dessen die Trauung seines besten Freundes versäumt. Und das alles um eines Unfalles willen, der für die Brüder vom geruhigen Leben in seiner Harmlosigkeit etwas ausschließlich Erheiterndes hat. Diese Brüderschaft pflegt nämlich vor dem Ankleiden sämtliche Garderobenstücke in der natürlichen Ordnung vor sich hinzulegen, so daß das Vergessen eines notwendigen Requisits nahezu unmöglich erscheint. Kommt sie aber dennoch in die Lage unseres teuren Novizen, so legt sie mit humorvoller Kühle Rock und Weste ab, legt die Hosenträger an und zieht Weste und Rock

wieder an: eine Sache, die keine 5 Minuten beansprucht. Diese 5 Minuten — das ist nun das Bedeutungsvollste an der ganzen Sache — hat ein Bruder vom geruhigen Leben immer übrig, weil er sich für jede Toilette vor Abfahrt der Droschke oder Eisenbahn mindestens 10 Minuten Zeitüberschuß gestattet. Das ist wohl der einzige Grund, weshalb es noch keine Schwestern vom geruhigen Leben gibt.

Das Laster des Zeitgeizes ist von der Gemeinschaft der Brüder wegen seines besonders nervenverheerenden Charakters von je mit besonders hohen Bußen belegt und bei schwerem Rückfall wohl auf 500 Pfennige für die Armen und den gleichen Betrag für die Punschbedürftigen erkannt worden.

Geburtsscheine im Fliegenschrank, Taschenuhren unterm Sofa und Ähnliches.

Es ist für den modernen Menschen, der zum Arbeiten bestimmt ist wie nur je ein Wesen irgend einer Periode, ein wahrer Fluch, wenn er die Stiefel, die er braucht, erst im Kohlenkasten suchen muß und die Butter, deren er zum Frühstück benötigt, erst nach halbstündigem Suchen endlich im Aktenschrank entdeckt, noch dazu unter einem ganz verkehrten Buchstaben. Mehr als je bedarf der Mensch

der Ordnung, wenn ihn die verwirrende Fülle seiner Pflichten nicht verrückt machen soll. Ohne Zweifel würde auch die Ordnung längst einen größeren Raum im Leben der Menschheit gewonnen haben, wenn nicht immer unnatürlicherweise verlangt würde, daß man die Ordnung „lieben“ solle. Das ist nun einmal nicht zu verlangen. Es ist mit der Ordnung genau wie mit dem Verräter: man schätzt ihre Dienste, aber man hat ein Grauen vor dem, der sie leistet. Selbst von unserm Schiller, der es über sich gebracht hat, die Ordnung in vorzüglichen Versen anzusingen, ist uns bekannt, daß er zu ihr keineswegs ein intimes Verhältnis unterhielt, und obwohl er soweit gegangen ist, zu behaupten, daß die Ordnung „das Gleiche frei und leicht und freudig binde“, hat er doch wohlweislich die Heuchelei nicht so weit getrieben, von „Liebe“ zu sprechen. Die Leistungen der Dame sind allerdings ganz außerordentlich, ja großartig und bezaubernd, und so mag es ja vereinzelt vorkommen, daß jemand sie um dieser Leistungen willen „liebt“, wie etwa ein Junggeselle schließlich seine alte und anspruchsvolle, aber kolossal tüchtige Haushälterin heiratet — abnorm bleibt es aber immer. Dabei wird die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben es stets als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachten, die

ungeheuren Verdienste der Ordnung unermüdlich zu preisen. Tritt am Morgen in dein Zimmer, wo sie gewaltet und — wenn sie nicht übertrieben hat — welch ein alles umschwebender Glanz der Schönheit strahlt dir entgegen! Dein Arbeitstisch lockt und reizt dich wie eine köstlich gedeckte Tafel; Papier und Schreibzeug schimmern so sanft und licht wie Porzellan von Sèvres und altes Silber und Venediger Glas, und die Blumen sagen dir fühlbar „Guten Morgen", weil eine sorgliche Hand sie gepflegt. Und wenn du dich nun zur Arbeit setzest — welch eine Ruhe legt sich tief auf den ganzen Grund deines Gemüts! Das ist wohl die erhabenste Leistung der guten Frau, daß sie, die uns durch die Milchstraße führt wie durch ein Blumengärtchen, auch den mörderischen Wirrwarr des modernen Lebens schlichtet und, wo sie ihre kühle Hand auf eine Stirn legt, dem erhitzten Gehirn die Ruhe bringt. Sie ist die barmherzige Schwester für Nervenkranke. Und wie du nun, geruhig in deinem Stuhle sitzend, auf wohlüberschauten Wegen zu deiner Arbeit fernsten Zielen schreitest, nein, springst, nein, fliegst! Man beachte doch wohl, daß gerade die kältesten, profitfreudigsten Geschäftsleute am eifrigsten auf Ordnung halten. Weil man eben in jede Gleichung die Ordnung getrost als eine Pferde-

kraft einsetzen kann, das sind sieben menschliche Arbeitskräfte. Mit Ordnung kannst du das römische Reich regieren, nebenher sieben schöne und sieben ritterliche Künste treiben und in freien Stunden dem Angelsport huldigen, während du als unordentlicher Mensch einen ganzen Tag vergeblich aufwendest, um eine Schusterrechnung doppelt zu bezahlen, weil du die Quittung nicht findest, und dabei noch mit einem Gefühl durch dein Zimmer rennst, als wenn ein Teufel dein Gehirn und die umgebende Welt mittels eines Quirls zu einem Urbrei verrührte. Darum lautet ein vornehmstes Gebot unserer Brüderschaft: Habe einen Menschen, der dir alle deine Sachen in Ordnung hält, und wenn du keinen findest: thue es eher selbst, als daß du dich der Unordnung ergibst! Die Sachen innerhalb deiner Persönlichkeit mußt du ja doch selbst in Ordnung halten, und bei einigen Menschen ist dies das meiste.

Ausgeschlagene große Lose und Ähnliches.

Der moderne Mensch empfängt von Zeit zu Zeit Briefe mit Lotterielosen, die er nach der Ansicht der Absender kaufen sollte. Unsere jüngeren Brüder pflegen ein solches Los, wenn

sie es nicht behalten wollen, mit abgewandtem Gesicht wieder zu kuvertieren, damit sie, wenn es später mit 300 000 Mark gezogen wird, die Nummer gar nicht wissen. Anfängern im geruhigen Leben ist diese Weise auch gar wohl zu empfehlen. Jene Brüder freilich, die bereits die höheren und höchsten Weihen empfangen haben, bedürfen solcher Vorsicht nicht mehr; ja, sie merken sich wohl gar die Nummer, um deren Schicksal aus der Ferne mit wohlwollender Objektivität zu verfolgen. Denn diese Weisen wissen nicht nur, sondern sie fühlen es auch, daß man nach Nichtgewinnung des großen Loses genau so viel besitzt wie vor Nichtgewinnung des großen Loses und also nicht der geringste Grund zur Klage vorliegt. Die Brüder vom geruhigen Leben preisen nicht die Armut, schon deshalb nicht, weil sie ein gutes Konzert und einen schönen Siran Labarde lieben; aber sie sind davon durchdrungen, ja ich möchte sagen: durchtränkt, daß es bodenlos gleichgültig ist, wie viel Einkommen andere Leute haben, wenn man selbst soviel hat, daß man auskommen kann. Ein Bruder vom geruhigen Leben, dem soviel geworden ist, wird kaum wissen, wie viel Gehalt seine Kollegen beziehen, und wenn ihm ohne Gerechtigkeit einer vorgezogen wird, so wird er sich zwar über die Ungerechtigkeit ärgern

wie über alles Unrecht in der Welt; aber er wird nicht an das entgangene Geld denken; tut er es aber dennoch, so wird er am nächsten Samstag voll Freudigkeit seine Strafe zahlen. Ein Bruder, der einen erheblichen Vermögensverlust erleidet, ist für vier Wochen von der Ableistung gewisser Freudentänze und Jubelgesänge entbunden, auch darf er natürlich Versuche zur Wiedererlangung des Verlorenen machen. Trauert er aber um Unwiederbringliches oder trauert er zu lange, so verfällt er der Strafe; denn ein Bruder vom geruhigen Leben soll wissen, daß er dem verlorenen Reichtum das Zehnfache hinzulegt durch seinen Kummer. Und ein Bruder, der reich gewesen, soll wenigstens das vom Reichtum gehabt haben, daß er erkannt hat: Tägliche Austern schmecken entweder genau so wie tägliches Rindfleisch oder — schlechter, und der Schlaf, „das nährendste Gericht am Tisch des Lebens“, pflegt über einer gewissen Steuerstufe an Qualität einzubüßen. Wer aber den verlorenen Reichtum um der Wohlthätigkeit willen liebte, der bedarf keines Trostes. Denn der Schatz zum Wohltun ist solider Reichtum und sitzt an einer Stelle, wo Kursstürze und Zahlungseinstellungen ihre Macht verlieren.

Flöhe bei Audienzen, photographischen Sitzungen ꝛc.

Man darf in guter Gesellschaft getrost von Flöhen reden; denn bekanntlich haben sogar Könige Flöhe und zwar große. In der Umgebung der Könige gibt es oftmals Hunde, und Hunde pflegen Flöhe abzugeben. Zuweilen handelt es sich auch nicht um Flöhe, sondern um ein ganz gewöhnliches und zufälliges Hautjucken, wie es mit Vorliebe auftritt, wenn der Photograph Stillsitzen geboten hat, oder wenn man den toten Julius Cäsar spielen muß, oder wenn man vor einer heißgeliebten Dame eine besonders gute Figur machen möchte, oder wenn man vor einer sehr hohen Persönlichkeit steht und nicht gerade angeredet wird, sich aber doch beileibe nicht kratzen darf. Sobald aber die hochgestellte Persönlichkeit ein hochwichtiges Wort an einen richtet, sind Floh und Jucken sofort verschwunden, und aus dieser bemerkenswerten Erscheinung soll der Bruder vom geruhigen Leben lernen. Wie? soll er sich fragen, was ein Staatsminister vermag, das sollte dein Wille nicht vermögen, der, schlecht gerechnet, ein König ist? Ein Floh oder ein Großfürst sollten stärker sein als deine Selbstbeherrschung? Kannst du den Floh verachten,

wenn dir der Kaiser eine Statthalterschaft umhängt, so kannst du's auch, wenn du daheim sitzest als dein eigener Herr! Hier gibt es nun Menschen, die dagegen ihr unbezähmbares Temperament und ihre feurige Gemütsart einwenden.

„Vengeance! plague! death! confusion! —
Fiery? what quality? — My breath and blood!
Fiery? the fiery duke?“

Glaubt ihr, die Gottesgabe des Feuers sei euch ins Blut gegossen, auf daß ihr gegen Flöhe und Hosenträger kämpft? Wahrlich, wer sein Temperament an einen Halskragen verschwendet, der wird schlaff sein, wenn Handschellen und Halseisen ihm drohen. Auch sei doch der Mensch so weise, zu erkennen, daß jedes Juckteufelchen sofort erlahmt und abläßt, wenn man es verachtet. Audienzen, in denen man etwas bekommt, dauern nicht ewig, und der größte Floh wird einmal satt: das unterscheidet ihn von den menschlichen Blutsaugern. Wer aber einem Kitzeln — sagen wir: im linken Ohrläppchen — nur die geringste Beachtung schenkt, der erkennt sofort die infame Zahllosigkeit und niederträchtige Solidarität der Myriaden von Juckteufelchen, die ihn von allen Seiten wie einen Falstaff zwicken. Wer nicht herrscht an allen Nervenenden seiner

Peripherie mit der absoluten Monarchie seines Hirns, der mag in dieser Welt wohl zu Grunde gehen unter eingebildeten Mückenschwärmen.

Komitees in allen Gassen.

Zu den verheerendsten Irrtümern der überregen Menschheit von heute gehört die Meinung, daß ein tätiger Mensch überall mitarbeiten müsse und daß der Ernst des Lebens niemals weniger von uns verlange als das Leben. Eine der edelsten Bemühungen ist es, sich zum Schutze der Tiere zu vereinen, und doch ist keineswegs gesagt, daß du, Cajus, dabei sein müßtest. Steure zu allem Guten so viele Obolen bei, wie du vermagst; aber wenn du zu allem Guten auch von deiner Kraft hergibst, so bist du ein kopfloser Verschwender, der auf den leichtfertigen Bankerott hinsteuert. Unser geliebter Sempronius hat Lehrgeld bezahlt. Wo es ein Mäuslein zu schützen, einen Aussichtsturm zu errichten, ein Blindenasyl zu gründen gab, war er mit seinem lodernden Herzen dabei. Nach zwei Jahren war er ein müder Mann, den es kalt ließ, wenn ein armer Gaul von rohen Fuhrleuten gepeinigt wurde und der darum Ekel vor sich selbst empfand. Erst in den Armen unserer Brüderschaft ist er gesundet, hier, wo

es heißt: Du kannst nicht auf alle Berge des Lebens steigen. Und brauchst es nicht. Suche *einen* möglichst hohen Gipfel zu erreichen; wenn du willst auch *einige*, und du wirst mit frischem Auge verstehen, was Höhen und Tiefen des Daseins sind. Auch nicht braucht es der Gaurisankar zu sein oder der Mont-Blanc — schon auf einem Rigi, einem Monte Pian, einem Brocken geht dir eine ausgebreitete Welt durch die Augen ins Herz. Auf anderen Gipfeln stehen andere nnd geben deinem Feuer Antwort durch Feuer, dessen Flammen mit deiner Lohe und deinem Herzen gemeinsam emporzucken zum alles vereinenden Himmel.

O daß die Menschheit immer in Extremen ihre Lebensbahn dahinwackelt und meint, weil der Mensch tätig sein soll, er müsse immer tätig sein. Künstereiche Zeit, die du eine Kunst so ganz verlernt hast: die köstliche Kunst, zu rechter Stunde zu faulenzen! Genüsse suchendes und findendes Geschlecht, das du *einen* Genuß nicht wiederfinden kannst: den Genuß des Lebens! Armer Mensch, dessen ganzes Leben die Not frißt; ärmerer Mensch, der du Zeit zum Faulenzen hast und sie nicht nützest: „ärmer", weil du krank bist! Wie ein verdorbener Gaumen die lautere Labe des klaren Wassers verschmäht, so kennen Sinn und

Herz den heiter fließenden Trank des reinen Lebens nicht mehr. Nach schwerer Krankheit fühlen sie wohl in der Wonne der Genesung das Glück des reinen Seins, des Lebens an sich. Aber ist es nicht ein niedriger Sinn, der den Reichtum erst dankbar erkennt in der Armut und die Gabe erst schätzt, wenn sie ihm wieder entrückt ward? Fühlt ihr am Morgen nicht in den aufgespannten Augen das Glück des Wachens, das mit neuem Übermut den bunten Mantel der Träume verschmäht vor dem weißen Linnen der Frühe? Fühlt ihr nicht an den Lippen den morgenkühlen Becher des neuen Tags? Fühlt ihr nicht seine bewegliche Flut durch alle Glieder rieseln? Und tragen Muskel und Gebein nicht ihre wohlbemessene Last mit wohliger Lust davon, und singt nicht das ruhig schlagende Herz dazu ein bejahendes Lied? Habt ihr nie in der Glut des Mittags am Ufer des Stromes gelegen und ohne Ziel hinaufgeblinzelt in den blauen Brunnen der Unendlichkeit, in dem die Spenderin unserer Tage wohnt? Sind eure Augen nicht halbe Stunden lang mit den Wellen gewandert, und hat euer Herz nicht leichtsinnig dazu gelächelt: Zeit, fließe nur hin? Habt ihr niemals den silbernen Sand des Ufers durch die Finger rieseln lassen und also harmlos mit dem Stundenglas des Todes

gespielt? Und habt ihr nie die letzte Stunde des Abends dahingegeben zum Abschiedsfest mit der Sonne und habt ihr nicht gesehen, wie sie selbst den Rest des Tages über die Höhen ausgießt und den roten Wein verschwendet zur Feier der Schönheit?

Zeit ist Geld, und Geld ist Zeit, und mit beiden haushalten zu müssen, ist Menschenlos. Aber der Zeitfilz ist so klein wie der Geldfilz. Selbst der Arme und gerade der Arme, wenn ihm Stunden der Ruhe blühen, gönnt sich die Lust, bewegungslos auf der Welle des Lebens zu treiben und den Tag ohne Zweck zu trinken als Licht und Luft. Und Du, erhabene Macht, die jeder mit anderen Namen nennt, mach' uns alle zu Brüdern vom geruhigen Leben, die auch in gesunden Tagen mit Lust das Leben an seiner Quelle trinken, die auch im ungestörten Besitz jenes Verlangen edler Herzen fühlen, ihren Dank ins Unbekannte emporzusenden. Wessen Seele den Gaben des Himmels offen liegt: jeder wärmende Strahl entzündet auf dem Herd seines Herzens ein Opfer des Dankes; sein ganzes Wesen hebt sich zum heiteren Antlitz des Tages empor, wie die Flut des Meeres sich dem schweigenden Gestirn der Nacht entgegenhebt.

Langstielige Maler, Kellner, Versicherungsagenten ꝛc.

Im Münchener Löwenbräukeller saß einst ein Mann vor einer hohen Maß Bier. Von Zeit zu Zeit nahm er den Krug, hob den Deckel, schaute hinein, indem er den Krug schüttelte, und stellte ihn, ohne zu trinken, wieder hin. Dies wiederholte sich dreimal. Ein Bruder vom geruhigen Leben fragte ihn nach der Bedeutung solchen Tuns. Der gefragte Münchener sprach: „Wann der Schaum mitwackelt, nacha is 's guat g'schenkt; aber er wackelt net.“ Und sieh, als sich aller Schaum verdichtet hatte, da fehlte wohl ein Sechstel am richtigen Maß. Schweigend, aber „mit Knotenstock im Blicke“ reichte er den Krug der Kellnerin; schweigend nahm sie ihn entgegen und brachte bald ein voll gerüttelt und geschüttelt Maß zurück.

Die Gemeinschaft der Brüder vom geruhigen Leben rechnet zwar ein Sechstel Liter Löwenbräu gewiß zu den Dingen, die ein großzügiger Mensch verachten darf; aber im Prinzip bewundert sie den Mann mit dem wackelnden Schaum. Denn wenn auch ein gewisses Quantum erlittenen Unrechts zur täglichen Würze des Lebens gehört und die Menschheit zur Beschaffung dieses Gewürzes eine Ver-

sicherung auf Gegenseitigkeit geschlossen hat — ein Unrecht mit Widerhaken soll man nicht verschlucken. Solch ein Unrecht will dann monatelang, jahrelang doch nicht hinunter, so viel man auch schluckt, und richtet mehr Schaden an, als die ganze Duldung wert ist. Auch kommt das meiste Unrecht in der Welt auf Rechnung derer, die Unrecht leiden. Die Brüder vom geruhigen Leben erstreben nicht die Ruhe jener Vegetabilien, die von den Ziegen gefressen werden. Sie sind groß genug, das Kleinliche zu verachten und ein paar tausend Mikroben schaden ihrem gesunden Magen nicht; aber sie entwickeln eine sanft- und stillsinnige Kratzbürstigkeit, wo sie auf Gewohnheit und System im Unrecht treffen. So trifft der moderne Mensch in Hotels und Restaurants, auf Reisen und Daheim immer häufiger auf eine Art von Wesen, die dem Gaste, was sie ihm nicht entraffen, auf jegliche Weise verekeln und es nahezu als gewiß erscheinen lassen, daß Homer und Hesiod bei den Harpyien an eine Art Oberkellner und Hoteliers gedacht haben. Auch Kellnerinnen können sehr langstielig und unangenehm sein, wenn man von ihnen Dinge verlangt, die nicht zweifellos zur Bedienung ihres jeweiligen Studenten oder Sergeanten gehören. Ein anderer, ebenfalls sehr ehrenwerter Stand hat Angehörige, die, mit der

Eleganz von Gesandtschaftsattachés gekleidet, unserm Dienstboten ihre hochfeine Visitenkarte überreichen, sämtlichen Hütern unseres Hausfriedens auf das Bestimmteste versichern, daß sie „den Herrn selbst" in einer wichtigen Sache sprechen müßten, endlich mit dem Anstand von Trägern diplomatischer Missionen in unser Arbeitszimmer treten, die persönlichen Grüße hervorragender Männer der Kunst, der Wissenschaft, der Politik überbringen, mit intimer Kenntnis von deren Gewohnheiten plaudern und bald bei einem großen Manne verweilen, der eine rührende Liebe und Fürsorge für seine Familie bekunde und infolge dessen erst kürzlich bei ihm, unserm geschätzten Besucher, sein Leben mit 100000 Mark versichert habe. Eine andere Menschenart übernimmt die Anstreichung eines Hauses, erscheint pünktlich am festgesetzten Tage und beginnt den Anstrich, um dann dich und dein viertelbemaltes Haus 14 Tage oder auch 3 Wochen lang miteinander allein zu lassen, nach dieser Zeit abermals ein einmaliges Gastspiel zu geben u. s. w. in infinitum. Ein Bruder vom geruhigen Leben pflegt schon nach dem ersten Ausbleiben des Malers einen anderen kommen und von diesem das Haus zu Ende malen zu lassen, so daß es bei der Wiederkehr des ersten Mannes stets einen überraschend heiteren Eindruck macht,

Die Brüder vom geruhigen Leben kennzeichnet überhaupt Heiterkeit und Handlung. Sie werfen die kleinen Ärger des Tages von sich, ohne sich zu ärgern. In all den Quisquilien des alltäglichen Lebens befolgen sie den Grundsatz: Es geht ohne Aufregung auch, und besser.

Dreiecke im Frack, Rußflecken auf der Nase u. dgl.

Es gibt eine Sorte von Unglücklichen, die mit erschreckender Regelmäßigkeit, gerade wenn sie vor eine mächtige Persönlichkeit hintreten sollen, ausgleiten und hinstürzen und denen dabei quer übers Knie das Beinkleid zerreißt, oder die just, wenn sie einem allerliebsten Mädchen eine Rose überreichen, einen schwarzen Fleck auf der Nase haben. Ein noch weit größeres Unglück aber ist die beständige Furcht vor solchen Nasflecken und Kniefällen, und diese Furcht peinigt oft die besten und anmutigsten Seelen. Sie genieren sich nicht nur, sondern sie sind bange, daß sie sich genieren könnten, und sind zeremonieller als der Zeremonienmeister, um sich nur immer tiefer in Ungemach und Befangenheit zu verstricken. Große Seelen und liebreiche Herzen haben um deswillen Beruf und Glück verfehlt. Niemand glaube, daß solchen Armen mit einer Tanz-

meistererziehung geholfen wäre! Die Ruhe des Zentrums fehlt ihnen, die die Brüder vom geruhigen Leben so heiter und glücklich macht. Der unterzeichnete Bruder Schreiber sah einst, wie ein baumlanger Mensch, der bei einem wahrhaft anmutigen Mädchen einen möglichst guten Eindruck zu erwecken redlich bemüht war, seiner ganzen Länge nach vor ihr in den Sand fiel. Das Verkehrteste bei solchem Falle ist es, sich stückweise aufzusammeln, die Kniee abzuputzen und Entschuldigungen zu stottern, wo es nichts zu entschuldigen gibt. Unser langer Freund lachte. Er wurde so von der Komik seiner Situation geschüttelt, daß er liegen bleiben mußte und nichts vermochte, als den Kopf zu erheben und zu der Angebeteten emporzulachen, und er lachte so innerlich, so hell und strahlend, so mit der vollen, hallenden Resonanz des Herzens, daß sie in gefährlichster Weise angesteckt wurde und man deutlich bemerken konnte, wie er mit seinem Fall auf dem Wege zu ihrem Herzen einen Schritt von der ganzen Länge seiner Persönlichkeit vorwärts getan habe Nehmt die Dinge und euch selbst nicht schwerer, als ihr seid, dann tragt ihr leicht, dann fallt ihr leicht. Seid versichert, arme, gehetzte Selbstpeiniger: wenn ihr im Vorzimmer eines Fürsten oder einer umworbenen Dame oder ähnlicher

Souveräne euch ein Dreieck in den Frack reißt, oder eure Kravatte sich löst oder der schädelsprengende Schnupfen des redlichen Albert Einhart euch überfällt und der Fürst oder die Dame euch darum abfallen lassen, dann handelt es sich um Damen und Fürsten, mit denen ein Bruder vom geruhigen Leben überhaupt nicht verkehren sollte. Resigniert mit Lachen und seid gewiß, daß euch bessere Dinge aufgehoben sind.

Diners von 3—12.

Noch verbreiteter als die Meinung, überall mitwirken zu müssen, ist unter uns armen Sterblichen die Überzeugung, daß wir überall mitessen müßten. Nicht, daß die Brüsseler Poularde mit Kompot und Salat nicht schließlich auf jeden ihre ermüdende Wirkung ausübte! Nein, es ist der Glaube an die Allmacht der „Gesellschaft", der die Menschen feige macht und die Meinung in ihnen erweckt, sie müßten jährlich einmal bei sämtlichen Lehmanns essen, jährlich einmal sämtliche Lehmanns bei sich sehen, sämtlichen Lehmanns Verdauungsvisiten machen und von sämtlichen Lehmanns dergleichen Visiten entgegennehmen, wobei noch zu bedenken ist, daß die Lehmanns außerdem die Gewohnheit haben,

sich zu verloben, zu heiraten, sich fortzupflanzen, zu avancieren und Jubiläen zu feiern.

> „Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt,
> Und wer sie meidet, wird sie bald verkennen."

Und

> „Wer sich der Einsamkeit ergibt,
> Ach, der ist bald allein!"

sagt Goethe, wie immer, mit Recht; aber nicht alle Lehmanns sind Menschen, und man kann sehr wohl mit einem Menschen in demselben Ozean gebadet haben, ohne deshalb „gesellschaftliche Verpflichtungen" gegen ihn zu fühlen. Eine Dame der Plutokratie erzählte unserm Bruder Tibull mit jenem seltsamen Lachen, dessen Geheimnis in Elend und Morphium besteht: „Mein Mann und ich sind kaum drei Abende im Winter zu Hause. Sehr oft haben wir drei Einladungen an einem Tage: eine um drei, eine um sechs und eine nach dem Theater." Die gute Frau wies überzeugend nach, daß das so sein müsse. Je wohlhabender ein Mensch, je angesehener seine Stellung, desto mehr Diners muß er geben und einnehmen: das ergab sich aus den Reden der Dame wie ein ehernes Lohngesetz. Wenn Meyers sich nämlich zurückhalten, so heißt es: „Meyers sind pauvre" oder „Meyers sind geizig" oder „Meyers sind eingebildet" oder „Meyers sind

ungebildet; sie wissen nicht, was sich gehört." Weil Meyers nämlich wissen, daß der Mensch sich gehört. Und dabei können Meyers die ganz merkwürdige Beobachtung machen, daß die Leute, die anfangs klatschten, bald mit einer unverkennbaren Hochachtung klatschen und schließlich von allem nur die Hochachtung übrig bleibt und Meyers um so höher im Preise steigen, je seltener sie zu haben sind!

Menschheit, verachte deinen Klatsch! Kennst Du die Geschichte von unserm Timotheus? Ein neidgeplagter, armer Teufel hatte seine Künstlerschaft mit so geschickter Verlogenheit verunglimpft, daß auch auf den Charakter unseres Bruders ein Schatten fiel und der Verleumder doch nicht zu fassen war. Timotheus aß nicht, trank nicht und schlief nicht. Da geschah es, daß sein Söhnchen krank wurde, todkrank. Wochenlang schwebte das Bübchen zwischen Tod und Leben. Und mitten in der flackernden Qual seines Herzens fiel ihm unvermittelt die Verleumdung seines Feindes ein. Und mitten in den tiefsten Ängsten der Nacht mußte er lächeln, und wohl zehnmal sagte er zu sich selbst: du Narr — du Narr — du Narr! — Der Knabe wurde wieder gesund, und als Timotheus eines Tages wieder an die Lügen des Neidharts dachte, da lagen sie nur noch wie ein ganz, ganz schmaler, schmutzig-

gelber Streifen am Horizont, weit hinter Stallupönen, und die Abonnenten des Verleumders glaubten längst an andere Lügen. In jenen Tagen fand Timotheus eines der Grundgesetze unserer Gemeinschaft, das Gesetz: Gewinne die große Distanz zu den Dingen! Denn wenn der Mensch nach acht Wochen oder nach drei Jahren über ein Ärgernis lachen kann, dann ist der Mensch ein Esel, wenn er nicht schon heute lacht! Mit diesem Gesetz zwingt ein Bruder vom geruhigen Leben den Schlaf auf seine Lider, wenn die Niedertracht der Welt ihn wach zu halten droht. Er legt sich auf sein sanftes Ruhekissen und nimmt die erste Dosis seines Schlafmittels, die lautet: „Durch Schlaflosigkeit schwächst du nur deine Kraft." Hilft das nicht, so stellt er sich deutlich vor, wie er in Zukunft einmal über die Widerwärtigkeiten dieser Tage lächeln wird, und mit dem vorgestellten Lächeln auf den Lippen entschlummert er. Nur in besonderen Fällen wendet er die dritte Dosis an, die da lautet: „Wie würden sich deine Feinde freuen, wenn du um ihretwillen wachtest." In der nächsten Minute schnarcht er.

Bleib Herr über deinen Schlaf und gib das Scepter auch um jenes höheren Klatsches willen, den man fälschlich „Ruhm" nennt, nicht aus den Händen. Bruder Tarquinius ist ein

dramatischer Dichter; aber der Arzt hat ihm Vorsicht mit seinem Herzen geboten. Er hat einen simplen Gedanken ein für allemal zum Amulett erhoben, und diesen Gedanken zieht er vor jeder Première hervor und küßt ihn; er lautet: Herz ist besser als Ruhm. Freilich denkt er dabei an jenen Ruhm, der darin besteht, daß Hans genau dasselbe meint, was Peter meint, weil Peter meint, was August meint, der sich für seine Meinung auf jenen Hans berufen kann. Der wahre Ruhm ist freilich was ganz anderes.

Der wahre Ruhm wächst nicht aus den Mäulern der Menge, sondern aus den Herzen der Werke. Hast du Anwartschaft auf solchen Ruhm, so sei versichert, daß er in deinen Werken durchaus mündelsicher angelegt ist. Kein anderer kann an dies Vermögen herankommen, und es wird wachsen durch Zins und Zinseszinsen, langsam aber sicher. Vielleicht kommt ein richtiger Ruhm erst nach deinem Tode heraus. Aber Nachruhm ist gerade der beste. Denn dann ist man nicht mehr dabei.

Und hat doch sein fernes Kommen in einsamen Zeiten wie einen erdefremden Duft gefühlt.

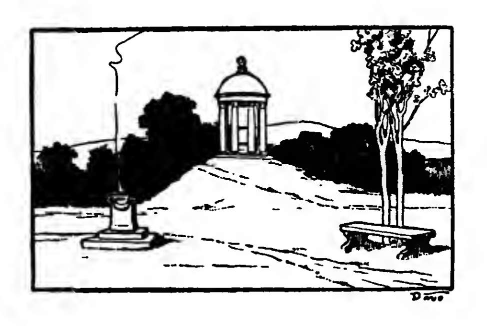
* *
*

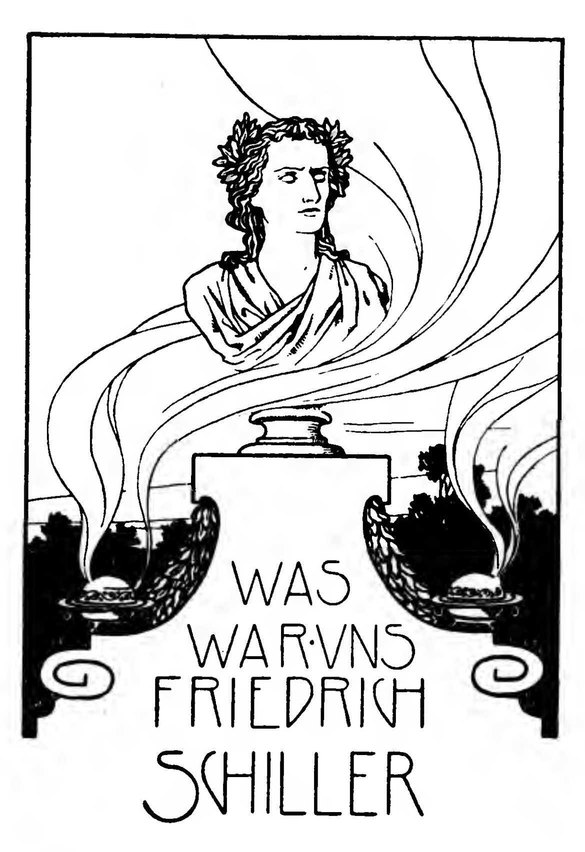
Hier schließt die Vorlesung aus den Protokollen der Brüderschaft. Niemand wird die

Gemeinschaft der Brüder für eine Bier- und Ruhebank halten, die Faulenzern und Feiglingen Gelegenheit gibt, stumpfzusinnen. Die geruhigen Brüder haben ein Verständnis dafür, daß es Invaliden des Lebens gibt, die sich darauf zurückziehen, täglich an derselben Stelle dasselbe Glas bis zur bestimmten Höhe gefüllt vorzufinden, es in der immer gleichen Zeit zu leeren und dabei auf dieselbe allgemeine Schnupftabaksdose in der Mitte der Tafel zu starren und in der sanften Betäubung dieses stillen Zirkeltanzes das bißchen Lebensrest zu verdämmern — die Brüder vom geruhigen Leben respektieren die Haken, die für die Hüte dieser Invaliden ein für allemal reserviert sind — aber sie haben nichts mit ihnen gemein. Die Brüder vom geruhigen Leben sind Kämpfer. Nur wollen sie den Kampf nicht dort führen, wo er sich nicht lohnt, wollen sie das Leben nicht dort schon tragisch nehmen, wo die Tragödie noch gar nicht beginnt, wollen sie ihre Eingeweide nicht schon opfern in den Vorhöfen des Lebens, wollen sie nicht wie die törichten Jungfrauen ihr Öl verbrennen, bevor der Bräutigam kommt. Sie wollen in dem verdammten „Objekt" keinen Machtkitzel erwecken, indem sie seine kleinen und gemeinen, niedrigen und widrigen, schäbigen und klebigen Nücken und Tücken mit nervösem Ernst behandeln und

wollen ihre Kraft sparen, um das Große zu verteidigen und das Größte, das Schicksal, mit Würde zu tragen. Denn das ist der allerhöchste und allerheiligste Grundsatz unserer Brüderschaft:

„Ein Leben in Wacht und in Waffen wider die Großmächte der Finsternis ist eines Erdenpilgers tiefste Ruhe.“





Wir plauderten sehr angeregt und lustig, ein großer dänischer Poet, eine reizende junge Dänin und ich. Im Laufe des Gesprächs rief ich: „Dem Manne kann geholfen werden! sagt Schiller.“

Die kleine Dänin lachte. „Die Deutschen ßaggen immer: ‚Szaggt Schiller‘“, meinte sie.

Und sie hatte recht. Wenn der Deutsche ein Glas zerbricht, so sieht er es nachdenklich an und rezitiert: „Mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten,“ und wenn er zahlen soll, zieht er langsam den Beutel und spricht: „Dies ist die Stelle, wo ich sterblich bin.“

Meine frühesten Schiller-Erinnerungen drehen sich auch darum, daß ich öfter von den Erwachsenen hörte: „Sagt Schiller“ — „Sagt Schiller.“

Und dann gab es eine alte, liebe Frau, die ich zuweilen am Sonntag mit meiner Mutter besuchen durfte. Es ging eine schmale, alte Stiege hinauf wie zu einer weisen Frau im Märchen, und wenn sie uns hörte, schaute sie oben übers Geländer und rief:

„Aoo, Fru Smidt, dat is aober schöön, dat Se endlich kaomen! Worum kaomen Se so laot (spät)?“ Und dann ging es in ein kleines Zimmer, dessen kleine Fenster ganz mit Topfgewächsen bestellt waren, und es gab Kaffee und einen Teller Kuchen sogar und — Bücher. Wir hatten zu Haus eine Menge Bücher; aber merkwürdigerweise waren Schillers Gedichte nicht dabei. Hier waren Schillers Gedichte, illustriert. Während die beiden Frauen

plauderten, besah ich den großen Drachen, den der Ordensritter getötet, las ich Verse wie:

„Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!"

Auch wenn man als zehnjähriger Bube solche Verse nicht versteht, haben sie doch eine innerliche Gewalt, die die Augenlider auseinanderreißt und den Blick hinauszieht über Dächer und Mauern hinweg bis an den Himmelsrand. Ich habe Stunden innigster Knabenandacht über diesem Buche verbracht; manche Bücher haben mich stärker gespannt und gebannt, wie das von einem Kindersinn begreiflich ist; aber keines glänzte mir in einer so hohen, freien Heiligkeit wie dieses.

Die alte gute Frau hatte drei prächtige Söhne, die alle drei ihre freien Stunden gern über den Büchern verbrachten. Einer von ihnen aber, ein siebzehnjähriger, war ein ausbündiger Höhenwanderer und hieß wegen seiner ewigen, himmelwärts blickenden Versunkenheit „der Wolkenschieber". Er war so ganz erfüllt von Schiller, daß er eine Zeitlang den Kopf beständig auf die Seite neigte, wie man es

auf den Bildern des großen Pathetikers sieht. Und als der junge Mann einmal seiner Mutter die Kaffeekanne aus der Küche holen sollte und er das Gefäß in der Hand hielt, da kam die edle Raserei des Karlsschülers über ihn; er rief die Worte: „Ist dein Name nicht Mensch? Hat dich das Weib nicht geboren?“ — der Schwung der Seele fuhr in den Arm, und die Kanne zerschellte klirrend am Tellerbord. Das war für ihn und die Mutter ein rechtes Malheur; denn eine Kaffeekanne — wenn's auch nur eine braune ist — kostet Geld.

Ja, als der Vater der drei Jünglinge noch lebte, ein alter asthmatischer Mann, der in einer Zuckerfabrik arbeitete, da kam er eines Tages zu uns ins Zimmer gekeucht und fragte:

„Is ... p—h!— is ... p—h! min Heinerich hier?“

„Nee“, lautete der Bescheid.

„De verdreihte Jung' p—h! De is to nix mehr to bruken —p—h! De hett nix anners mehr in'n Kopp as bloß Goethe —p—h! un Schiller —p—h! De Jung' p—h! de ward noch rein appeldwatsch*) —p—h! Herr Smidt! Doohn Se mi den eenzig'n Gefall'n —p—h! — wenn de Bengel sick noch een eenziges Mal uphöllt —p—h! — denn smiten Se em ...

*) verrückt.

(blooß 'n halbe Stun'n!) ... smiten Se em de Trepp' dol!"

Mein Vater sagte „ja" und lachte in sich hinein. Er war gerade der Mann, einen schillerbegeisterten Jüngling die Treppe hinunterzuwerfen! Und noch dazu eine halbe Stunde! Dies halbstündige Treppenhinunterwerfen wurde noch oft belächelt, wenn der „Wolkenschieber" wieder einmal zur Tür hereintrat, um mit meinen Brüdern wieder einmal die Eindrücke einer vom erhabensten Standort der Gallerie geschauten „Carlos"- oder „Egmont"-Vorstellung in der Erinnerung zu durchkosten, oder alte Bücher hervorzuholen, vom Karren-Antiquar erworbene, mit ehrwürdigen Stockflecken geschmückte Bücher, in welchen vorn die Bilder der Dichter auf Wolken thronten, Bücher von Gleim, Uz, Neuffer, Klopstock, Bürger, Goethe, und einen Schiller in einer Ausgabe aus den ersten Jahrzehnten des Säkulums, ihn aufzuschlagen, dann aufzuspringen: „Ha, du, die Stelle ....!" und viertelstundenlang aus dem Kopfe zu rezitieren, solche Verse wie:

„Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht und mit schweren, ehernen Händen
An das hohle Gebäu rühret die Not und die Zeit.

Einer Tigerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
Und des numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt."

— — — — — — — — — — — —

Heilige Welt der Vergangenheit, geschaffen aus Dürftigkeit und Begeisterung: dich mußte ich heraufbeschwören, als ich mit glücklichem Sinnen überdachte, was uns Schiller gewesen! In dieser Welt wußte man oft nicht, wovon man am nächsten Tage leben solle; aber man wußte, daß die großen, heiligen und schönen Dinge über alle Tage und Sorgen dauern. In dieser Welt hatten die Fenster keine Gardinen; aber man sah durch diese Fenster mit weitaufgehendem Herzen die große, wandelreiche Schönheit des Himmels; die Betten hatten keine Federn; aber man legte sich nieder mit einem Kopf voll leuchtender Gedanken und singender Träume; man erwachte und erfaßte sogleich mit dankbarem Herzen die ewige Jugendschönheit des Morgens. In dieser Welt kannte man nicht die tausend raffinierten Genüsse des materiellen Lebens; aber die stolze Seele trug weit, hoch hinaus über dieses Leben in ein unendlich höheres, wo die Stille des Abends, die schweigende Glut des Mittags, der weiße Rauch über den Wiesen Genuß und Seligkeit war. In dieser Welt sorgte man sich um eine zerschlagene Kanne, weil man oft die Groschen

zu ihrer Wiederbeschaffung nicht hatte; aber naiver Weise kam man nie auf den Gedanken unserer besseren Kreise, daß man ja an den Büchern sparen könne und keinen „Coriolan“ für drei Groschen zu kaufen brauche. Es war eine ganz unordentliche, unmoralische Welt! Und doch weiß ich mir kaum etwas Heiligeres als einen Jüngling, der die Aufmerksamkeit des Pöbels durch einen geflickten Rock erregt und der dieser Aufmerksamkeit nicht gewahr wird, weil er die Anwartschaft auf einen antiquarischen „sämtlichen“ Lessing in der Tasche fühlt und geraden Blicks in dies verheißungsvolle Land seiner neuen Hoffnung starrt. Solche Jugend hat auch einen Heiligen, er heißt Friedrich Schiller. Zu ihm richten sie den Blick empor, an ihm richten sie sich auf in den Jahren, da sie nach einem Weltgesetze hungern oder sich die Finger blutig schinden, um nur ihr ängstlich bewachtes und gehütetes Ideal nicht angreifen zu müssen. Friedrich Schiller ist der Heilige solcher Dichter, wie etwa Hebbel einer war, auch ein großer Friedrich und Dramatiker, der von München nach Hamburg zu Fuß durch Deutschland irrte wie ein verstoßener Hund und der dabei noch sorgte und bangte, daß sein armes Mithündchen, das er auf dem Arme trug, ihm unterwegs vor Frost oder Hunger sterben könne. Der vorbildliche

Repräsentant eines aus Dürftigkeit und Begeisterung rührend und wundersam gemischten Lebens, hat Schiller in der Tat wie kein anderer durch sein Leben und Wirken den Deutschen das Evangelium gepredigt, daß der Mensch nicht vom Brot allein lebt, ja daß es besser ist, nicht zu leben, als allein vom Brote.

Die modernen Dichter schimpften bis vor kurzem in merkwürdiger Verblendung ohne Atemholen auf den deutschen Professor als ihren größten Feind. Der deutsche Professor ist wohl manchmal ein Pedant, der seinen Stand und seine Fähigkeiten höher schätzt als alle andern, und hat wohl manche Sünde gegen moderne Litteraturen von heut und ehemals auf dem Gewissen. Aber er ist auch ein ehrlicher Mann und läßt sich überzeugen, und wenn er überzeugt ist, dann tritt er mit demselben ehrlichen Idealismus für euch ein, mit dem er vordem gegen euch geeifert hat. Wenigstens droht der modernen Dichtung von den Professoren längst keine Gefahr mehr. Aber sie droht ihr von den Litteratur-Negozianten, von den „lateinischen Geschäftsleuten“ unter den Autoren, von den neusprachigen Handelsleuten unter den Verlegern und Theaterdirektoren, von den verschämten Geldleuten, die infolge von Dramenverhaltung

Schmähkritik schwitzen, kurz von den Leuten, bei denen erst das Geschäft und dann das produktive oder rezeptive Vergnügen kommt.

„Herr X. hat sich nach Winkelswerda zurückgezogen, um daselbst an einem neuen, abendfüllenden Stück zu arbeiten.“

„Abendfüllend“ — ist das nicht bezaubernd? Natürlich stammt das Wort nicht von einem Dichter, sondern von einem überglücklichen Geschäftsmann. Aber es ist wundervoll bezeichnend für einen mehr und mehr herrschend werdenden Kunstgeist.

„Was hat Ihr Herr Gemahl unter der Feder?“

„Ein abendfüllendes Trauerspiel.“

Es ist zum Schreien!

„Seht ihr's?“ denken nun die Damen und Herren vom gemäßigten Idealismus, „seht ihr's, wie recht wir taten, wenn wir unser Geld für seidene Jupons, Sarrotti-Schokolade und Rennräder ausgaben und uns vorsichtigerweise keinen Reclam kauften? Der Dichter muß arm sein; es ist so wonnig, wenn er arm und dennoch Idealist ist! Ein Dichter darf ja gar kein Geschäft machen! Darum wirkt ja das Schillerhaus so rührend, weil es so armselige Möbeln hat! Man sagt auch, den Dichtern gehe es wie den Kanarienvögeln, wenn

sie zu gutes Futter bekämen, sängen sie nicht mehr."

Das aber, meine Verehrten, ist ein Irrtum. Nichts hat der Dichter weniger nötig als Armut. Goethe hatte Zeit seines Lebens reichlich zu essen und sang doch für seine Verhältnisse ganz anständig. Und den größten Spaß hab ich an einem Künstler, der von seiner Nation energisch zu leben verlangt, und gut zu leben, und der solchen Leuten, die ihn nach seinem Steuerzettel und nach dem Marktwert seiner Werke beurteilen, keinen Heller erläßt! Aber wenn er nun einmal arm ist, dann verpflichtet ihn sein Adel, sich trotzdem nicht zu verkaufen, das ist die Meinung! Und ob er arm oder reich ist: wenn er mit seinem Genius allein ist und mit ihm um ein neues Werden ringt, dann gefälligst — procul negotiis! Und wenn ein armer Teufel in einer schwachen Stunde sagt: Jetzt muß ich Geld haben, jetzt will ich so etwas wie „Dolly" oder „Charley's Tante" schreiben, und er kommt auch zwei Tage lang ganz gut vorwärts, dann ist es wunderschön, wenn er plötzlich die Feder hinwirft, „Pfui Teufel!" ruft und nun eine „Minna von Barnhelm" oder dergleichen schafft. Das meinte ich.

Ihr Krokodilsseelen aber, die ihr so tief im ödesten Materialismus steckt, daß ihr eher

tausend Mark für eine Abfütterung oder für ein paar Kleider und Hüte ausgebt als drei Mark für das Werk eines echten Poeten und dabei die Stirn habt, in Schule und Haus, Kirche und Parlament, Cercle und Versammlung vom Schillerschen Idealismus der Gesinnung zu schwögen und ihn anderen noch vorzuhalten, weicht um Gotteswillen weit und schnell von diesem großen Schatten, daß ihr ihn nicht beleidigt durch eure zudringliche Brüderlichkeit!

„Verdammen den Sadduzäer, der nicht fleißig genug in die Kirche kommt, und berechnen ihren Judenzins am Altare — fallen auf die Knie, damit sie ja ihren Schlamp ausbreiten können — wenden kein Aug' von dem Pfarrer, damit sie sehen, wie seine Perücke frisiert ist. — Fallen in Ohnmacht, wenn sie eine Gans bluten sehen, und klatschen in die Hände, wenn ihr Nebenbuhler bankerott von der Börse geht —"

Das geht auf euch, Verehrteste. Und eure verlogene Schillerei und das ewige hohle Epigonenpathos jener Dummen, die nie begreifen, daß man einen Großen nicht einholt, indem man ihm nachläuft: die sind schuld daran, daß selbst bessere Köpfe und Herzen unter den Jungen das Schillersche Pathos für unwahre Phrase halten konnten. Ihr habt ihnen den Schiller verekelt, so sehr, daß sie

wahres und falsches Pathos nicht mehr unterscheiden konnten.

Wenn etwas wahr gewesen ist von dem, was mein Kinderherz ergriffen hat, so ist es die Schillersche Dichtung gewesen. Ich saß dabei, wenn sie die Bücher aufschlugen, in welchen vorn die Brustbilder der Dichter auf Wolken thronten, sah und hörte, wie sie die breitbeschwingten Worte sprachen, Flammen in den Augen, jene jungen Flammen, in denen schon so oft der Plunder einer verdorrten Welt verbrannte. Und ich behielt — wie es in der Bibel so wunderschön heißt — alle diese Worte und bewegte sie in meinem Herzen.

Und eines Sonnabends — es ist mir noch wie heute; ich mochte 13 Jahre zählen — als ich unversehens über den „Tell" geraten und zur Stauffacherschen Rütlirede gelangt war, einer fast unheimlich aufwühlenden Rede, wie sie nur noch Shakespeare seinem Marc Anton geschrieben hat —: da „riß der Mut mich blindlings fort", ich mußte laut lesen und las das Stück zu Ende, und es mußte auch Wahrheit in meinem Lesen und im Beben meines Herzens sein; denn meine neben mir sitzende Mutter hielt ganz still, und als ich aufhörte und wir beide schweigend vor uns hinsahen, da schlug es halb zwei Uhr in der Nacht.

Und dann fing's an mit dem Vorlesen bei den drei Schulkameraden am Sonntag, den ganzen dramatischen Schiller, den ganzen dramatischen Goethe, den ganzen Shakespeare, und wieder mußte die Kunst dieser Männer und mußte meine Begeisterung echt sein, herzlich echt; denn sie haben mich nie hinausgeworfen, obwohl sie die Stärkeren waren, nein, immer mehr wollten sie hören. Und als mir der Lehrer, der mir aus besonderer Güte und Liebe Privatstunden gab, eines Tages die „Räuber“ vorlegte und ich aus meiner fünfzehnjährigen Seele die ganze abgründige Bosheit Franzens heraufholte und meinen heißen Ingrimm über das „schlappe Kastratenjahrhundert“, da sah er mich mit seinen großen, altpreußischen Augen an und bat mich ganz besorgt, ich möchte mich nur nicht zu sehr erregen. O ja, es muß so etwas drin sein, in diesem Schiller . . . .

Dann kam auch die Zeit, da ich meine Sparpfennige in Büchern anlegte. Von einem Karrenbuchhändler — ich lege Wert darauf, zu betonen: kein Jude! — erwarb ich eines festlichen Sonntags Schillers Gedichte für siebzig Pfennige. Ich war glücklich und gerührt. Nun besaß ich sie! Und für siebzig Pfennige! Ist es möglich, daß man solch ein Buch für siebzig Pfennige kaufen kann?! Es

war eine Reclamsche Ausgabe; ich blätterte darin und entdeckte bald, daß man dieselbe Ausgabe neu für sechzig Pfennige kaufen könne. Das veritable Pech eines Schiller-Enthusiasten!

Wenn man auf den tausend Gebieten des Lebens tausendmal in tausendfach vergrößertem Maßstabe ebenso „hineingefallen“ ist, dann kommt eine Zeit, da man die Entzückungen seiner Jugend an Laura und andere Gestalten und Ideale schmäht, verlacht, vielleicht gar haßt und den Schiller nicht mehr mag. Man glaubt dann, man sei schon ein Mann, ist aber nur ein umgekehrter Jüngling. Bei den Philosophischen dauert es aber nicht lange, bis sie wirkliche Männer werden. Dann können sie wieder den Schiller lesen und gerade seine ersten Gedichte, seine ersten Dramen! Bei den pathetischen Verstiegenheiten lächeln sie; aber nicht mit Geringschätzung, vielleicht mit Traurigkeit, gewiß mit Ehrfurcht. Ein juvenalisches Wort steigt ihnen auf in erweiterter Bedeutung: „Die größte Ehrfurcht gebührt der Jugend.“ Soviel hat der „wirkliche Mann“ wenigstens vom Sinn des Lebens begriffen: daß Ungestüm und Überschwang der Jugend genau so notwendig und heilig ist wie die Ruhe des Mannes und die Bedächtigkeit des Greises. Ohne Begeisterung

geht man nicht freiwillig in den Krieg. Und die Jugend muß in den Krieg, in die erbitterte Guerilla gegen die harten, heimtückischen Realitäten des Lebens, in den Krieg, aus dem wir mit wenigen Ausnahmen zurückkehren, aber keiner ohne Wunden und schmerzende Narben. Wenn die Jugend nicht selbstvergessen hinausstürmt in den Krieg mit dem Leben — dann wehe der Welt!

Aber nicht nur Ehrfurcht vor der Jugend erfüllt den Schiller lesenden Mann, auch Ehrfurcht vor dem größten Pathetiker der Weltlitteratur erfüllt ihn. Man kann einen Pathetiker nicht täglich lesen wie Goethe und die Natur. Aber man kann Schiller von Zeit zu Zeit immer wieder lesen. Denn er ist nicht nur der größte Pathetiker, sondern ein großer. Dies aber ist er, weil in seinem Pathos nicht nur Gefühle, sondern auch Gedanken leben, Gedanken, die eine ganze Seele in Schwingung versetzen. Gefühl ohne Gedanken wird auf die Dauer fade; daß sie beides hatten, das machte die großen Dichter groß. Der Dom des Schillerschen Pathos steht noch heute, weil sein herrlich geschwungenes Gewölbe gestützt wird von mächtigen Gedankenpfeilern.

Du aber, Schiller verachtender Mann mit dem „Ernst des Lebens", der das Pathos verachtet, weil es oft vor der Vernunft nicht

besteht — was ist denn Pathos? Pathos heißt Leiden. Ich möchte das so verstehen, daß wir pathetisch werden, wenn etwas so groß oder so schön vor unsere Seele tritt, daß wir unter der Gewalt des Eindrucks leiden. Ja, auch das Schöne kann mit so gewaltiger Hand in unser Herz greifen, daß es weh tut. Hast du das je erfahren? Nein? Und dein Herz ist nie ertrunken in seinem eigenen Überfluß? Der quellende Jubel deines Blutes erstickte nie die Sprache deiner Vernunft wie Tränen die Stimme?

Armer Mann! Ich jauchze noch heute mit dem „Lied an die Freude“ wie mit einem Sturm, der durch Flammen fährt.





(Aus einem Briefe.)

Lieber Edgar!

Wenn ich nun ein Nachbeter und gedankenloser Mensch wäre, so würde ich folgendermaßen anfangen:

„Aus der köstlichen Frische und Schönheit des ländlichen Aufenthalts, aus der

Umgebung friedlicher und harmloser Menschen zurückgekehrt in den schwülen, giftigen Brodem der Großstadt mit ihrem gierenden Hasten und Jagen und —" . . .
na — und so weiter.

So pflegt man doch zu schreiben, nicht wahr? Nun, ich denke garnicht daran, zu „pflegen". Erstens, weil jeder schöngeistige Hausknecht so etwas behauptet, und zweitens, weil es eine niederträchtige Heuchelei ist.

Drei Vierteljahre tun sie sich gütlich an den Freundlichkeiten der Großstadt; dann gehen sie, auf die Großstadt schimpfend, für drei Monate auf die Berge oder ans Meer, springen über Gletscherspalten oder backen Sandkuchen, kehren dann in die Großstadt zurück und wundern sich, daß sie braune Backen haben, die Gänseleber wieder viel besser vertragen als zuvor und so recht mit neuen Kräften auf die Großstadt schimpfen können.

Halt, meine Verehrten: das ist nicht in der Ordnung!

Steigt ein Vierteljahr lang täglich zehnmal auf den Stintfang, rudert dann bis Blankenese hinunter und laßt zur Abwechslung regelmäßig auf dem Heiligengeistfelde einen Drachen steigen, anstatt in Kontors und Nacht-

cafés zu sitzen, und ihr werdet staunen über eure braunen Backen und eure grünen Triebe!

Scherz beiseite: auch ich finde, daß es doch besser ist, ins Berner Oberland oder ans Nordmeer zu gehen. Ich gebe nicht zu, daß auch nur ein Mensch die reine, unberührte Natur und ihre kulturentrückte Größe mit innigerem Herzen liebte als ich. Wenn einem das Herz glüht und blüht zwischen Felsenwänden und auf der Meerflut, wenn es einem schwillt und sich dehnt im Angesicht der stillen Heidewelt, dann bin ich's. Ich liebe das Gebirge, ich liebe das Meer, ich liebe den Wald, ich liebe vielleicht am meisten den verschwiegenen Weg in Feld und Weide, wo Natur sich zu mir gesellt und ein Stück Weges mit mir wandelt in den Abend hinein ... ich liebe die Welt und trage ihre sieben Farben in meiner Seele.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib' meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz.
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

sag' ich mit dem Meister Gottfried von Zürich.

Also: Ein runder Kranz ist's, nicht ein kleiner Kranzausschnitt von drei Monaten Sommerfrische! Ihr sollt nicht undankbar sein gegen die Großstadt!

Edgar, du, der du an meinem Arme so oft die breiten Blumenpfade der Großstadt gewandelt bist, auch du, Edgar, machtest in deinem letzten Schreiben gewisse Andeutungen von dem „Brodem". Edgar — alter Tartüffe!

Soll ich dir die Schlemmergefühle zurückrufen, mit denen wir auf den dicken Teppichen der Zivilisation umherflaniert sind? Sieh, ich kehre eben jetzt aus der Sommerfrische zurück in die runden, weichen Arme meiner Hammonia. Stelle dir nur vor, du fährst in den Bahnhof einer Großstadt ein. Schon die Miene des Dienstmannes, der an der Wagentür wartet, sagt dir: du wirst erwartet, du wirst empfangen, du bist willkommen. Deine Koffer werden dir abgenommen und befördert, wohin du willst. Du siehst dich um: eine ragende, eisendröhnende Halle mit bunten Glasfenstern, ein weiter, hallender Tempel der raumbezwingenden Gottheit. Du willst ins Freie: die ganze Anlage ist so klar, so einfach, so übersichtlich; zuvorkommende Schilder, höfliche Plakate zeigen dir so deutlich den Weg, daß alles nervöse Irren und Verirren dir erspart

bleibt; die allgegenwärtige Hand der Kultur geleitet dich sorglich hinaus. Du willst in die Stadt fahren —

Freund, gedenke der Fahrgelegenheiten in der Sommerfrische! Du willst mit einem schweren Koffer abreisen; dein Wirt erklärt mit Grinsen, daß er seine Wagen und Pferde schon vergeben habe; die Bauern der nächsten fünf Dörfer bemerken, daß sie ihre Pferde zur Ernte gebrauchen — das ist ihr gutes Recht — aber sie grinsen dabei vor Vergnügen, das ist überflüssig. Du findest endlich einen, der seine Pferde nicht braucht; er fährt dich; du fragst nach dem Preise, und dieser unverdorbene Landbewohner streckt dir die biedere Rechte entgegen und fordert für eine Stunde Weges mit erstaunlicher Sommerfrische nichts als 20 Mark. Er grinst dabei wieder in unnötigster Weise. Du wagst die schüchterne Bemerkung, daß dir der Preis etwas hoch vorkomme, worauf der idyllische Mann mit jener erwähnten Art des Lächelns bemerkt, du könntest ja ein andermal mit einem andern fahren.

Zurück, zurück, teurer Freund, in die Großstadt! Also: du trittst vom Bahnhof ins Freie, du zwinkerst in dem hellen Sonnenlicht einmal mit den Augen, und drei Droschken fahren vor, obwohl du nicht

schielst. Du wirst eben auch hier erwartet. Du engagierst nur einen Kutscher und die andern beiden sind wohlerzogen genug, nicht zu schimpfen. Dein Kutscher bedient dich mit Gewandtheit und Höflichkeit, und die Fahrt geht los. Wie in einem Kahn auf freundlich bewegter Welle fährst du über die Flut des Großstadttreibens wohlig und leicht dahin. Du bist in der Menge — und doch allein in deinem hübschen rollenden Häuschen. Du gleitest über der Menge dahin mit Gefühlen der Unnahbarkeit, und was hindert dich, daß du dich für einen König hältst, der es schon lange nicht mehr nötig hat, zu regieren, und den die Menge nur deshalb nicht grüßt und bejubelt, weil er sich auch ohne das sehr wohl fühlt?!

Du willst aussteigen und bezahlen. Du brauchst dich nicht über eine unverschämte Forderung zu ärgern. Die Taxameteruhr zeigt dir, was du schuldest, und grinst nicht. Du zahlst und während du dem Manne ein Trinkgeld in die Hand drückst, scheint ein Segenswunsch für dich und deine nachgeborenen Geschlechter seine Züge zu verschönen. . . .

Hier seh ich dich wieder ironisch lächeln über meine Dankbarkeit für gute Behandlung durch Kellner, Kutscher, Kondukteure u. s. w

Es ist wahr, wenn ein Schaffner mich mit der echten Höflichkeit des Herzens um meine Fahrkarte bittet, dann werde ich weich, sage: „Hier, mein Herr!", präsentiere ihm meine Cigarrentasche, betrachte während der ganzen Fahrt diesen gebildeten Mann als meinen Freund und begrüße ihn, wo er erscheint, mit einem liebevollen Blick des Einvernehmens. Ich bin so empfindlich gegen „Behandlung", selbst im feinsten Restaurant ist mir das Erfreulichste eine delikate Bedienung, und eine diskrete Zuvorkommenheit kann mich zu sehr guten Weinen hinreißen. Und — gib einmal acht darauf: Je größer die Stadt und je höher die großstädtische Civilisation entwickelt ist, desto mehr bildet sich mit Notwendigkeit — eine solidarische Höflichkeit nicht nur — nein, Freundlichkeit, Milde, fast möcht' ich sagen: Güte heraus, und nur die hoffnungslosesten Hotel-Esel behandeln noch den Gast à 20 Mark schlechter als den à 1000 Mark, um recht bald Pleite zu machen. Weil ihre 1000 Mark-Höflichkeit eben auch nicht die echte ist. Du weißt auch, mein Edgar, wie fabelhaft unangenehm ich werden kann bei schlechter Behandlung. Und das halt' ich für das rechte Prinzip im großstädtischen Verkehr. Laßt uns, meine Brüder, wo wir zu Hunderttausenden beisammen wohnen, das schwere Leben uns

leicht machen, indem wir einander tragen und ertragen in Höflichkeit und Güte, laßt uns zuvorkommend sein gegen Oberkellner, damit wir Nachsicht von ihnen erfahren; laßt uns aber auch, sobald ein Mensch nur den Versuch zu einer rüpelhaften Miene macht, ihm den schuldigen Taler so nahe unter die Nase halten, daß er die Faust wittert.

Du bist vor einem Wäscheladen abgestiegen, weil du deine Bekleidung in etwas erneuern möchtest — —

Freund! Rufe dir zurück, was es bedeutet, auf dem Lande einen Kragen oder eine Bluse deiner Frau waschen zu lassen! Bedenke, daß die alte Waschfrau, die für die Kurorte des betreffenden Regierungsbezirks die „feine Wäsche" übernimmt, deinem Dienstboten kaltlächelnd erklärt, daß sie Kragen und Blusen in 14 (vierzehn) Tagen schicken werde. Bedenke, daß sie nach 14 Tagen nicht kommen, daß dann deine Frau hingeht, die Wäsche in unverändertem Zustande vorfindet und von der Wäscherin die Versicherung erhält, daß sie sich bemühen werde, die Wäsche ausnahmsweise nach weiteren 14 Tagen zu liefern. Bedenke, daß nach diesen 14 Tagen die Wäsche keineswegs eintrifft, daß du dann selbst hingehst und sie günstigenfalls in eingeweichtem Zustande vorfindest, ungünstigenfalls aber bis zur

Unkenntlichkeit gebügelt und mit jenen rost-
roten Fleckchen gesprenkelt, die den Forellen
so gut stehen; daß die biedere alte Waschfrau
sich alsdann für Gesteiftes und Ungesteiftes die
gleichen steifen Preise bezahlen läßt und dich
auf deine ernstlichen Vorhaltungen mit der
Bemerkung entläßt, vornehme Leute nähmen
überhaupt so viel Wäsche in die Sommer-
frische mit, daß sie nicht waschen zu lassen
brauchten.

In einer einzigen Straße bietet die Groß-
stadt dir in schimmernden Läden alles, dessen
du bedarfst. Du magst eintreten, wo du
willst: du wirst erwartet, du bist willkommen.
Mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt
verkaufen dir diese Menschen das beste, was
sie haben. Parbleu! Ich begreife diese prickelnde
Lust der Frauen, zu kaufen, so lange sie Geld
in der Tasche oder den Blanko-Kredit ihres
Mannes im Herzen fühlen! „Ich werde dies
nehmen“ oder „Schicken Sie mir das in meine
Wohnung“ — das spricht sich so leicht, so
angenehm, gerade bei den feinsten Sachen.
Wenn es dir Freude macht, so kannst du dich
zum Bettler kaufen und brauchst nur ein paar
Schritte darum zu gehen, ja brauchst nicht
einmal das. Man ladet dich ein, in einem
kostbaren Sessel Platz zu nehmen und breitet
vor dir die Schätze Ophirs aus. Du machst

eine abfällige Handbewegung, und das ganze Personal ist sofort derselben Meinung. Du wirst von lauter Menschen bedient, die denselben Geschmack haben wie du und diesen Geschmack bewundern, die deine Gestalt für die wohlgebildetste halten, die sie je bekleiden durften, und die (und hier mit Recht!) erklären, daß deine Gattin in jedem Kleide aussehe wie eine Königin, in den teuersten wie eine Kaiserin. Vielleicht ist aber doch nicht alles, was du wünschest, im Erdgeschoß zu finden, und du mußt dich schon — so bedauerlich es ist — in ein oberes Stockwerk „bemühen". Man öffnet die Tür und du besteigst den Fahrstuhl; aber zum Glück sind darin ein üppiger Divan, ein paar amüsante Journale und ein Spiegel, um Männern und Frauen die Sekunden zu vertreiben. All dieser Komfort ist dein, du hast Anspruch auf ihn, du bist Abonnent aller großstädtischen Erleichterungen des Lebens und du bist es in Berlin wie in Hamburg, in Wien wie in Paris, in London wie in Rom: der Großstädter ist ein Bürger aller Welten. Und selbst wo er nichts kauft, geleitet man ihn mit diskreten Verbeugungen zum Ausgange und entläßt ihn mit höflichem Gruß. Die Gesichter, die man hinter seinem Rücken macht, sieht er nicht, und wenn er sie sich vorstellt, so ist es für die gleichmütige

Seele des Großstädters nur ein Vergnügen mehr.

Du trittst wieder hinaus auf die Straße und übergibst dich dem Strom der Menge. Ich weiß ja nicht, ob du es auch so machst; aber wenn ich in einer fremden Stadt weile, halte ich mir alle freund- und verwandtschaftlichen Anerbietungen von Führung durch die Stadt mit Nachtquartier, Morgenkaffee, Mittagessen und Abendbrot langgestreckten Armes fern, wenn sich nicht — was noch sicherer ist — ein vollkommenes Inkognito aufrecht erhalten läßt. Besonders pflege ich mich in der Erfindung sinnreicher Einwände zu erschöpfen, wenn ich es mit jener Art von Freunden zu tun habe, die den Gast in jeglicher Minute unterhalten zu müssen meinen, selbst während des Mittagsschlafes. Edgar, gibt es denn wohligere Lust, als sich tagelang steuerlos treiben zu lassen auf der ewig bewegten, ewig blinkenden und doch aus der Tiefe ewig geheimnisvoll brausenden Flut des Großstadtlebens? Fühlen wir nicht hier, daß das Element, das sich „Menschheit" nennt, daß es trotz alledem und alledem unser Element ist und daß wir in ihm leben, weben und sind? Mitten in dieser Menge, die uns in unserer einsamen Zelle so oft ein grausenhaftes Antlitz gezeigt, die uns wie eine millionenfüßige Bestie

erschien, wenn blöde Schaulust, blöder Haß und blöde Liebe sie zusammentrieb, ja, der wir geflucht und von der wir uns im innersten Wesen loszutrennen gemeint: mitten in dieser lauten, wirbelnden Menge hebt die einsam dahinwandelnde Seele ein stummes Frohlocken an, und die unbewegten Lippen singen den Jubelgesang: Ja, wir sind doch ein Großes, Starkes und Schönes, wir Menschen, und werden doch einst größer werden und stärker und schöner, und fahren doch zu lichteren Gestaden! Und soviel Gemeinheit in dieser Menge ist und soviel Dummheit (die eigentliche Gemeinheit im Weltwesen!) und soviel wir selbst in eigenster Person zu wünschen übrig lassen: Alles in allem genommen und alle Toren und alle Weisen, alle Edlen und alle Halunken, alle Helden und alle Hanswurste mit zwei ehrlichen Armen zusammengefaßt, ist es doch eine liebe Bande, mit der wir durch einen Ursprung und ein Schicksal unlöslich verbunden sind! Und liebtest du in diesen Augenblicken nicht das Gigerl, das sich über die Bügelfalte seiner Hosen freut, wie den Arbeitslosen, der unter einer unsichtbaren, melancholischen Last dahinschleicht, den „Heldenvater“, der mit dem Blick des fluchenden Lear in den Himmel starrt, wie den Kaufmann mit den diebes- und feuerfest schließenden Lippen,

der eben zur Börse geht, um einen großen Posten Feuerwaffen nach China zu verhandeln und der sich zu dieser Feier mit einem moralfesten Zylinder geschmückt hat? Gehst du nicht mit weit geöffnetem, liebendem Herzen durch das Gartenviertel der Stadt, wo die Menschen Sonne, Blumen und Vögel haben, wie durch die schwarzen Arbeiterhöfe der letzten Vorstadt, wo die Kinder bei ihren Abendspielen zuweilen wohl den bleichen Mond, doch nie die tröstlich schöne Sonne sehen — gehst du nicht mit gleich begreifendem Herzen vorüber an donnernden Maschinenhallen und tausendfach bewimpelten Häfen, wo die Arbeit glänzt und klingt gleich einem Feste, wie an den ewig verhangenen totäugigen Palästen des Milliardenviertels, des unzugänglichen Peking, wo der arme, übersatte Reichtum sich selbst anödet und Inzucht treibt? So viel, so viel gibt uns die Großstadt, das mit einer Seele zu umspannen und in ein Herz zu fassen ist. Kannst du zweifeln, ob die Großstadt uns reicher mache als das ausgedehnteste Rittergut im Kranze meilentiefer Wälder?

Und sehen wir ab von der alles verstehenden Liebe — ist hier nicht Fülle der Schönheit für den Genießenden? Soll ich dich — um nur von den Ländern deutscher Zunge zu reden — an Wien erinnern und an die Ring-

straße, diese unbeschreiblich schimmernde Perlenkette am Halse einer Königin? Soll ich dich an München erinnern, das dir zu jeder Maß Bier ein Juwel der Gotik, der Renaissance, des Rokoko, des Barock serviert, ganz nach Belieben!? An Dresden, das einen großen Garten von Bäumen und einen großen Garten von Palästen hat, die sich im Elbstrom spiegeln, aber zu stolz sind, ihres Spiegelbildes zu achten? An Berlin, dessen festliche „Linden", dessen ganze Friedrichstraße ein Gesicht tragen, als zöge jede Viertelstunde ein großer Friedrich ein nach siebenjährigem Kriege? Oder an unser Hamburg, wo du, vom Hafen heraufkommend, in der Seele noch den Blick in jenseitige Welten, eintrittst in die Vorstadt des schäumenden Vergnügens, die am dunklen Abend von der herrlichen Straßenbahn wie von einer sieben Stunden langen, in allen wunderschönen Farben glühenden und sprühenden Riesenschlange durchzogen wird? Oder wo in später Nacht, wenn der tote Mond durch tote Straßen geht, jahrhundertalte Kaufmannshäuser nd Speicher mit seltsamen Profilen in bleiernstille Kanäle hinunterstarren und oben aus den Luken die Winden hervorragen wie lange Prokuristennasen, die nächtlichen Einbruch wittern? Gedenkst du noch, Freund, wie wir siebzehnjährig, achtzehnjährig nächtens so oft durch

die eigentümliche Romantik dieser Straßen mit ihren düsteren Kirchen und Patrizierpalästen gewandert sind, aus dem Theater kommend, die Empfängniswonnen von sieben Tragödien und sieben Symphonien in der Brust, und wie wir in jedem schwarzen Schatten, der quer über den Weg lag, einen Dahingestreckten zu sehen vermeinten, einen Mann im schwarzen Domino mit einem Stilett in der Brust? Sage, Freund, können grünere Phantasien und Illusionen wachsen auf Teich und Anger eines vergessenen Dörfchens, als sie uns gediehen unter den drohenden Steinmassen und den dröhnenden Glocken von St. Petri und St. Katharinen? Unsere Jugend war ein Idyll zwischen Steinmauern und Eisenpfeilern, und noch gestern, als ich durch vertraute Straßen heimwärts schlenderte, genoß ich dieses Idyll in seinen verglühtesten Farben und seinen verlorensten Klängen.

Und als ich wieder daheim war und in meinen alten Stuhl und in meinen abendlichen Traum versunken war, da klang wieder die Musik aus dem obersten Stock meines Hauses. Eine alte, vornehme, sanfte Dame spielt dort oben. Es ist Musik, wie sie in alten, hohen, dunklen Patrizierräumen mit langen dunklen Vorhängen in letzter Dämmerung klingt, in Räumen, in denen ein altes hohes Leid, eine große, adelige Schuld umgeht.

Seltsam, wie solche Musik, durch die Mauern und Böden eines Hauses gedämpft, zu unserer innersten Seele spricht. Hast du's je empfunden? Es ist wie redende Erinnerung. Suchst du mit dringendem Blick das Gesicht der Erinnerung, so stammelt sie abgebrochene Laute und verschwindet; aber wenn du die Augen schließest und sie hinter dichten steinernen Schleiern spricht, redet sie willig und lange zu dir. Ich wohnte einst in einem Hause, in dessen Keller sich eine Fuhrmannsschenke mit einer Spieldose befand. In der Nähe war diese Spieldose gewiß so infam wie jede andere ihres Geschlechtes; aber in mein Zimmer hinauf klang sie wie Harfen, die mir das verklungene Lied meines Lebens sangen.

Ich trete auf den Balkon und sehe im Spiegel der Glasthür das gewohnte liebe Bild: ein hingehauchtes, schwebendes Bild von einer ernsten Kirche, einem großen Platz und einem breiten Kanal, und über Platz und Kanal und Kirche eine große Ruhe und eine erhabene Freiheit wie nach einem Tag des Sieges. Sage, Freund, wo auf dem Lande kann ich solch eine Glasthür haben?

Ich setze mich. Hinter der kleinen Säulengallerie auf dem Dache des gegenüberliegenden Hauses steht am hellen Himmel der Mond,

blaß, tiefäugig und in sich gekehrt wie ein unbeachteter Poet. Unsere Blicke verketten sich, und ich höre das ewige Brausen der großen Stadt.

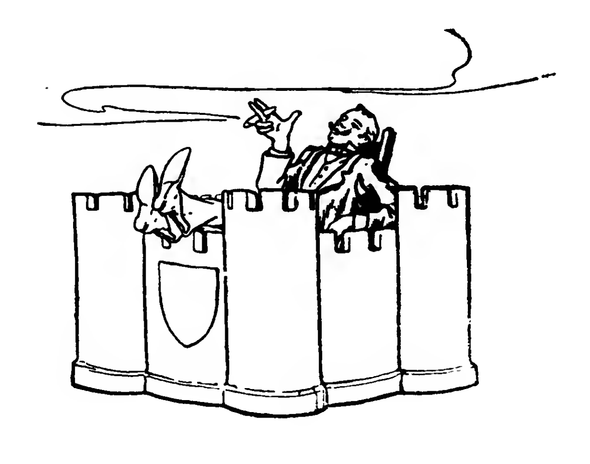
Es ist eines Stromes Brausen.

Ihr kleingläubigen Menschen, die ihr euch verlassen wähnt, wenn das Leben weitergeht, die ihr so unnötig jammert und klagt, wenn das fröhlich kreisende Leben fröhlich gebiert, die ihr Angst, Beklemmung, Tod und Untergang fühlt, während die erfindungsreiche Menschenseele Neues ersinnt, Neues bildet, Neues genießt und aber Neues ahnt! Ist denn Kultur nicht auch Wille der Natur? Sind wir denn nicht Natur und könnten wir etwas gegen ihren Willen? Fürchtet ihr wirklich, der Natur könnten die Ideen ausgehen, wenn sie so rastlos weiterproduziert? Meint ihr, daß sie für Glück nicht freieres Glück hätte, für Frieden nicht tieferen Frieden, für Treue nicht echtere Treue, für Reinheit nicht lichtere Reinheit? Überallhin bringt das Menschenherz seine Poesie, der Menschengeist seine heitere, trauliche Flamme mit. Auch im Wirbel des Großstadtlebens ist Ruhe und Schönheit, Reinheit und Friede, Glück des Besitzes und der Hoffnung.

Ihr habt den ganzen Tag das Rauschen der Großstadt im Ohre und hört es nicht.

Schließt einen Augenblick die Augen und tut die Ohren auf. Hört ihr's nun?

Es ist eines Stromes Brausen. Es ist kein sinnloser Wirbel und Schwall: es ist ein rastloses Vorwärts, ein ununterbrochener Drang ins Weite. Er trägt uns von dannen und trägt uns einst ins Meer. Ins freie Meer..





DER PVDDING

Was ist ein Pudding?

Das Lexikon sagt: „Eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter.“

Unsinn. Ein Pudding ist ganz was anderes. Ich will versuchen, darzustellen, was ein Pudding ist, wenigstens eine annähernde Vorstellung zu geben von dem, was ein Pudding ist.

Es hat damit folgende Bewandtnis:

Eines Tages, so um zwölf Uhr, wenn ich in meinem Arbeitszimmer, tief in meinem Stuhle sitzend, auf den Bergen meiner Träume wandle, wo die Freiheit ist; wenn der „Zutritt Unbefugten strengstens untersagt" ist — und Befugte gibt es in diesem Bezirke nicht — dann wird mit stürmischer Gewalt die Tür aufgestoßen, daß sie gegen die Wand schlägt, ein Purzelchen mit krallblauen Augen springt mit beiden Füßchen zugleich herein, ruft mit der schönen Dreistigkeit des dritten Lebensjahres in meine Weltentrücktheit hinein:

„Du — heute diebt es Puddich!" und ist wieder weg. Die Tür läßt sie natürlich offen.

Also heute gibt es Pudding. Das stößt allerdings die Dispositionen des Tages um. Ich wollte eigentlich heute den Grund zur modernen Tragödie legen oder auch einige sehr neue und aufhellende Gedanken über das Verhältnis der Erscheinung zum Ding an sich formulieren; aber da es Pudding gibt, muß ich in die Küche. Das ist ein unumstößlicher Brauch, dessen Bruch so absurd erscheinen würde wie etwa der Einfall, bei meinem eigenen Begräbnis fehlen zu wollen. Die Bereitung eines Puddings ist nach dem Gefühle

meiner Kinder eine Handlung, der auch das Familienoberhaupt durch Anwesenheit seine Achtung zu bezeigen hat. Ich gestehe, daß ich diesen Zoll der Pietät mit Freuden bringe. Einmal habe ich eine aufrichtige Achtung vor einem guten Pudding; ich hoffe noch Gelegenheit zu finden, mich wegen dieses Geschmackes zu rechtfertigen. Sodann habe ich aber eine noch viel, viel größere Achtung vor der Freude eines Menschen, besonders eines Kindes, und ganz besonders von fünf Kindern.

Am Tage des Puddings werden in der kleinen Küche nicht nur diese fünf Kinder, sondern sogar der Gatte geduldet. Die Mama, die sonst die Topfguckerei nicht liebt — was ihr jeder Künstler nachempfinden kann — sie erweitert, von der feierlichen Größe dieses Tages gehoben, ihre unendliche Geduld auf das Dreifache der Unendlichkeit. Daß dieser Aufwand nötig ist, das wird jeder zugeben, der da weiß, daß Kinder nicht nur sehen wollen, wie die für den Pudding bestimmten Mandeln enthäutet werden, sondern daß jedes der fünf genau sehen will, wie jede der Mandeln enthäutet wird, daß sie nicht nur sehen wollen, wie Eiweiß zu Schneemus geschlagen wird, sondern daß sie jedes Stadium der Entwicklung mit sämtlichen Übergängen eingehend beobachten wollen — und sich somit — die-

jenige der Mutter eingerechnet — gleichzeitig sechs Nasen über der Kasserole befinden.

Es tut mir leid; aber ich muß hier ausholen zu einer „theoretischen Erörterung“. Ich sehe nämlich auf den Gesichtern einiger Leser ein sublimes Staunen darüber, daß man einem Pudding ein solch angespanntes Interesse entgegenbringen kann. Diese Leser gehören — mit Erlaubnis — (ich nenne ja keine Namen!) — zu jenen nicht seltenen Mündigkeitspharisäern, die ihre eigene Kindheit vergessen haben. Ich erkläre es geradezu für eine der allerkonstantesten Naturerscheinungen, daß Kinder zu solchen Dingen wie Chokolade, Marzipan, Pralinees, Puddings, Apfelstrudeln, Schlagsahne und Limonaden eine unvergleichlich größere Zuneigung haben — ich sage nicht: als zu ihren Schulaufgaben; wir wollen uns nicht mit Selbstverständlichkeiten aufhalten — aber als zu solchen Genüssen wie Paprikaschnitzeln, Gulasch, Rollmöpsen, Mixed Pickles, Grätzer Bier und Doppelkümmel. Und allerdings ist nun die mit den Jahren der Reife anhebende Entwicklung von der Zuckerstange zur Salzstange, von der Mandelmilch zum Grog von Arrak eine ebenso regelmäßige Erscheinung. Aber ich vermag in solcher Entwicklung durchaus keinen Grund zu erkennen für einen Hochmut, der fast an das Selbstbewußtsein eines

Menschen mit modernem Geschmack erinnert, der alle diejenigen verachtet, die sich nach fünfstündiger Wanderung auf einen Stuhl niederlassen, der kein Empirestuhl ist. Um so weniger soll man sich auf seine Geschmackswarzen-Gewöhnung etwas einbilden, als — wie wiederum eine unzweifelhafte Erfahrung lehrt — in späteren Jahren gewöhnlich eine Rückentwicklung zur Zuckerstangen- und Marzipanweis', zu jener auch von Fritz Reuter betonten „Süßmäuligkeit" der Greise eintritt und sich also — entsprechend dem Parallelismus in der Entwicklung der Einzelseele und der Weltseele — schon in den Grenzen eines Lebens jener Kreislauf der Erscheinungen vollzieht, der dem Kulturhistoriker das Material und den Anlaß zu einer „Geschichte des Geschmacks" gibt. Wir leiden alle — ein so vortreffliches Holz das Mahagoni ist — unter der intoleranten, zelotischen Mahagonie gewisser Kunstgewerbler; die Orthodoxie des Salzstangentums ist aber kaum weniger abgeschmackt. Die überlegenen, universalen Persönlichkeiten haben sich auch immer darin bekundet, daß sie den Manieren und Moden ihrer Zeit nicht mit Hochmut nachliefen und diese ununterbrochene Beschäftigung als ununterbrochenen Fortschritt auffaßten, sondern das Echte, Starke und Schöne aus allen Perioden der Welt und ihres eigenen

Lebens (die gegenwärtige eingeschlossen) erkannten, liebten und genossen. Und darin immerhin glaube ich Vorbild zu sein, daß ich Grog und Cuba-Importen vertrage und schätze und mir gleichwohl eine schöne, kindliche Unbefangenheit bewahrt habe gegenüber der Schlagsahne und dem Rosinenpudding. Seien wir wenigstens hierin Renaissancemenschen:

Ad vocem Rosinenpudding! Die Bereitung dieses Meisterstückes der Kochkunst ist auch darum für die ausführende Künstlerin mit starken Schwierigkeiten verknüpft, weil sie fortgesetzt unter dem fühlbaren Druck einer die umgebende Luft erfüllenden Spannung arbeiten muß. Die Anziehung zwischen den Rosinen und Mandeln einerseits und den Mäulern andrerseits wächst von Sekunde zu Sekunde; positiver und negativer Pol nähern sich einander immer bedenklicher, und jeden Augenblick kann an irgend einer Zungenspitze eine Entladung stattfinden. Die Kleinen bekommen nämlich ihren Zoll von den Rosinen, den Mandeln, dem Zitronat und allen sonstigen im rohen Zustande genießbaren Ingredienzien. Es ist sehr wohl möglich, daß ohne diesen Umstand das Interesse der Corona minder stark wäre. Auch wir Erwachsenen pflegen ja an solchen Handlungen ein erhöhtes Interesse zu nehmen, bei denen etwas für uns

abfällt. Ich weiß, meine Herrschaften, ich weiß. Sie ist unpädagogisch, diese Vorwegnäscherei. Ich hoffe, Sie dadurch zu befriedigen, daß ich Ihnen darin sofort recht gebe, Ihnen erkläre, daß Sie mir aus der Seele sprechen und daß Ihr Standpunkt der meine sei, voll und ganz. Aber sie eine Stunde lang zuschauen lassen und ihnen kein Bröckchen hinwerfen, das würde uns genau so herzlos erscheinen, wie wenn man vor den Raubtierkäfigen eines zoologischen Gartens ein offenes Schlachthaus errichtete und die schönsten Ochsen vor den Blicken der Tiere zerlegte, oder wie wenn man vor den Augen eines neutralen englischen Kabinetts ein Stück Land aufteilte.

Ich weiß, welche Gefühle die Brust eines Menschen bewegen, welcher der Bereitung irgend eines leckeren Puddings beiwohnt, von dem er zuweilen vorher, zuweilen nachher und zuweilen überhaupt nichts bekommt. Ich bin ein Kenner in solchen Zuschauergefühlen. Ich weiß zum Beispiel mit absoluter Bestimmtheit, daß der Junge in diesem Augenblick, als seine Mutter die 12 Eidotter, die 5 Löffel Zucker, das Pfund Rosinen, die 30 Mandeln und den Zitronat in einem Asch durcheinanderrührt, daß er denkt: „Das so auslöffeln dürfen! Diesen Inbegriff, dieses reinste Wesen des Puddings so allein in sich aufnehmen kön-

nen!“ (Natürlich hat er diese Worte nicht; aber er hat den Begriff.) So wie der Junge denke ich nun nicht; wenigstens könnte ich es nicht ohne Schaudern; aber ich verstehe ihn; denn einst, o Wunder, war auch ich ein Knabe. Daher verstehe ich auch so gut, was das eine von den Mädeln meint, als es angesichts des fertigen Teiges seine Mutter fragt, ob nun wohl eigentlich so dieser Teig auch schon eßbar sei. Sie gibt sich dabei die anerkennenswerteste Mühe, der Frage durchaus ihren rein wissenschaftlichen, rein akademischen Charakter zu wahren, indem sie ein ausschließlich intellektuelles Gesicht macht; aber dank jenem eigentümlichen Blicke, mit dem wir um die Ecke und hinter ein intellektuelles Gesicht zu sehen vermögen, erkennen wir auch sogleich, daß auch dieser theoretischen Frage, wie so vielen anderen, ein praktischer Wunsch zu Grunde liegt, der Wunsch nämlich, das schrecklich zeitraubende Verfahren des Kochens unnötig zu machen.

„Aber Irene!“ ruft meine Frau. „Welche Idee! Den rohen Teig wolltest du essen?“

„Ich?! — Nein, Mama, ich ganz gewiß nicht; ich meine nur, ob man ihn essen *kann*, wenn man es *will*; ich will es natürlich *nicht*!“

Aber es hilft alles nichts; er muß doch erst auf den Ofen. Sobald er im Topf und der Deckel geschlossen ist, fragt das Kleinste: „Is er nu ferdig?“

Diese Frage wiederholt es während der nächsten halben Stunde etwa fünfundzwanzigmal, bis es die Geduld verliert, zu weinen und endlich zu strampeln anfängt („Ich will aber Puddich hab'n — n — n — n — n u. s. w.“), in eine Stube für sich kommt, sich ausweint, den Daumen in den Mund steckt, den Kanarienvogel gewahr wird, sich in ein Gespräch mit ihm vertieft und den Pudding vergißt. Vorübergehend wenigstens.

Die andern müssen an die Erledigung ihres Arbeitspensums gehen. Sie tun es mit einem letzten, langen Blick nach dem inhaltschweren Topfe.

Der Pudding, und zwar sowohl der eigentliche, schwerere Pudding, als auch seine leichtere Abart, der Flammeri, ist in rein geistiger Beziehung kein besonders zuträgliches Gericht, so lange er noch nicht gegessen ist. Er zeigt bei lernenden Kindern die Neigung, sich unter die Formeln der Geometrie, unter die Klassen des Linnéschen Systems und sogar unter die deutschen Kaiser zu mischen, und so ist es verständlich und daher verzeihlich, daß mein Junge einmal in der englischen Stunde das Gewieher

der ganzen Schulklasse auf sich gezogen hat durch die Konjugation

I am putting
you are putting
he is putting
wir essen Pudding
ihr . . .

Weiter ist er nicht gekommen. Es war einer jener bösen Fälle, die man in der Psychologie als „sich kreuzende Vorstellungsreihen“ bezeichnet und die bei den Lernenden mit Recht berüchtigt sind. Daß andererseits der Pudding in spe über manches hinweghelfen kann, zum Beispiel über die Wechselrechnung, über die Kongruenzsätze und selbst über die Geschichte der sächsischen Kaiser, indem er alle diese Dinge in eine gleichmäßig versöhnende und verschönende Stimmung hüllt, das ist nicht zu leugnen; aber eben dies sind Wirkungen, wie sie die Lehrer im allgemeinen nicht wünschen. Dagegen ist die ethische Bedeutung des Puddings über jeden Zweifel erhaben. Er wirkt vortrefflich, wenn man ihn als Lohn für anständiges Verhalten bekommt; er wirkt aber einfach unvergleichlich als Strafmittel, wenn man ihn nicht bekommt.

„Du weißt doch, daß es heute —“

Das genügt vollkommen. Das wirkt zivilisierend wie Ceres im „Eleusischen Fest“.

Vorausgesetzt natürlich, daß man im Ernstfalle seine Drohung wahr macht. Andernfalls ist unter „Erziehung“ bekanntlich überhaupt eine anhaltende stürmische Heiterkeit zu verstehen, die sich die Kinder auf Kosten der Eltern gestatten. Die öftere Bereitung eines Puddings ist somit schon aus Gründen der moralischen Erziehung zweckmäßig und geboten. Er bändigt Tigernaturen und macht Menschen aus Kindern.

Freilich kann es einem auch geschehen, daß der Spieß umgedreht wird. Wenn ich die Kleinste — sie heißt Lore; aber weil sie sehr rote Wangen, sehr blaue Augen und ein sehr revolutionäres Temperament hat, so nennen wir sie die Tricolore — also wenn ich die Tricolore auf meiner Schulter reiten lasse und nicht ununterbrochen Galopp laufen will, erklärt sie einfach:

„Denn kriegst du heut' Mittag kein' Puddich!“

Wenn ich dann aber das nächtliche Klagegeheul eines frierenden Steppenhundes anstimme, nimmt sie ihre Drohung, im Innersten ergriffen, schnell zurück.

Die Stunde rinnt auch durch den rauhsten Tag, und auch der größte Pudding wird einmal gar, trotz aller Kinderreden, die auf den seltsamsten Umwegen immer wieder auf ihn

zurückkamen und ihn wohl in seiner Werdestimmung hätten stören können. Die Enthüllungsfeier findet wieder unter ungeheurem Andrang des Publikums statt. Einen Augenblick drückt bangende Erwartung auf die Gemüter.

Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?

Aber nein: jubelnder Zuruf begrüßt ihn, der sich „blank und eben aus der Hülle schält" wie ein frisch von der Fabrik gekommenes Kriegerdenkmal!

Dann folgen noch leidige 20 Minuten. Warum die Menschen eigentlich Suppe, Fleisch und Gemüse essen, wenn sie Pudding haben können, das ist unerfindlich. Und diese Erwachsenen scheinen nicht einmal zu heucheln; dergleichen Dinge scheinen ihnen wirklich zu schmecken.

Unsere Kinder haben heute gar keinen Appetit, weder auf Suppe, noch Fleisch, noch Gemüse.

„Kinder, euch allen scheint heute nicht wohl zu sein; ihr solltet lieber keinen Pudding essen."

Der Politiker wird wissen, was ein Entrüstungs-, Protest- und Petitionssturm ist. Nur ist die Erregung bei ideellen Fragen nie so elementar wie bei materiellen. Die Teller tanzen auf dem Tisch.

Endlich kommt der Moment von einschneidender Bedeutung. Wenn sie Fische wären, würden sie in diesem Augenblick jene schnalzende Bewegung mit dem Schwanze machen, die bei diesen Tieren einen Höhepunkt der Lebensenergie bedeutet. Jedes bekommt sein Pensum vorgelegt, und dann — tritt Schweigen ein.

Schweigen, wie es sonst nur bei großen tragischen, bei den erhabensten und erschütterndsten Wirkungen eintritt.

Auch mein Griffel — für solche Fälle ziemt sich das Vocabulum solemne „Griffel“ — soll nicht versuchen, die Gefühle der Kinder zu beschreiben. Ich werde mein bißchen litterarischen Ruf nicht aufs Spiel setzen, indem ich Dinge zu schildern unternehme, welche die größten Meister mit kluger Selbstbeschränkung umgehen.

Erst nach einer beträchtlichen Weile löst sich von einem Paar Lippen ein zärtlich gehauchtes

„Mutter, wie schön!“

Und erst ganz allmählich greift eine objektive Betrachtung Platz, die schließlich zu einer vergleichenden Geometrie des Puddings führt, indem man feststellt, wer noch das größere Stück übrig hat, wie viele Rosinen darin sind,

welche Figuren diese bilden u. s. w., bis ihnen endlich der Pudding nur noch „eine Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter ist“ oder philosophisch gesprochen: ein „Ding an sich“.

Aber was ist er ihnen inzwischen gewesen?! Was war er uns?!

Ein Korrektiv unserer schlechten Lehrpläne, ein Zuchtmittel zum Guten, ein goldener Schlüssel zum Kinderherzen, ein Tag voll drolliger Einfälle und Purzelbäume, ein Festtagsglanz in fünf Kinderseelen, zurückgestrahlt in die Herzen zweier Eltern, die sich immer wieder heimlich ins Kinderparadies zurückstehlen, sich dort ganz klein machen und mittun, bis ein komisch würdevoller Büttel, der sich „Ernst des Lebens“ nennt, sie doch entdeckt und mit Geschimpfe wieder hinausjagt.

Ich habe noch nie zu einem Tage des Puddings „diem perdidi“ gesagt. Er befestigt immer wieder meine Anschauungen über die Realität der Erscheinung und die Objektivität des Subjektiven. Eine „Mehlspeise aus Mehl, Eiern und Butter“ ist nichts, gar nichts; aber ein Pudding, wie wir ihn verstehen und wie meine Frau ihn macht — ja, das ist was.

Womit beileibe nicht gesagt sein soll, daß Pudding meine Lieblingsspeise wäre. Ich könnte zwanzig, dreißig Gerichte nennen, die

ich lieber esse, z. B. Rebhühner mit Savoyerkohl. Aber wenn ich mir einmal etwas besonders Gutes vergönnen will, etwas absonderlich Zartes und Apartes, etwas Ergötzendes, Erfrischendes und Stärkendes, dann nehme ich meine Frau auf die Seite und sage:

„Du, mach' mal wieder 'n Pudding!"





HUMOR UND ERZIEHUNG.

Düstere Bestien hat Goethe die Deutschen genannt. Das ist hart; aber leider ist viel Wahres daran. Nicht, daß wir nicht ganz gerne lachten, o ja; aber nachher wollen wir's nicht wahr haben, daß wir gelacht haben; wir schämen uns des Lachens; wir haben nicht den Mut, uns zur Heiterkeit zu bekennen. Wenn wir im Theater einen übermütigen Schwank sehen, so lachen wir vielleicht so herzhaft wie irgend eine andere Nation; aber schon in der Garderobe leugnen wir's ab und schimpfen. Wir brauchten ja den Schwank nicht künstlerisch wertvoll zu finden; aber daß wir gelacht haben, das sollten wir eingestehen. Ludwig Fulda erzählte mir einmal, er habe eines Abends im Theater einen Berliner Kritiker gesehen, der sich über das aufgeführte Lustspiel vor Lachen schüttelte, und am andern Morgen

habe derselbe Kritiker geschrieben, er sei schon beim ersten Akte eingeschlafen, und es habe schwere Mühe gekostet, ihn am Schluß der Vorstellung wieder aufzuwecken. Das war eine allgemein menschliche Lüge; aber sie hatte ein deutsches Aroma. Nicht weil es uns an humoristischen Talenten, nein, weil es diesen Talenten an der hellen, freudigen, offenen Resonanz gefehlt hat, haben wir Deutschen eine verhältnismäßig arme humoristische Literatur. Wenn der Deutsche seine klassischen Lustspiele aufzählen soll, so braucht er zwei und einen halben Finger; er nennt „Minna von Barnhelm", den „Zerbrochenen Krug" und fügt dann mit einem Achselzucken hinzu: „Na ja, ‚Die Journalisten'." Was heiter ist, das nimmt er nicht ernst.

Wie kämen ihm nun gar zwei Dinge zusammen wie „Erziehung" und „Humor"! Die Erziehung ist ihm (gottlob!) eine sehr ernste Sache, darum meint er, sie nur mit ernstem Gesicht und ernster Gebärde betreiben zu dürfen, ja, diese erscheint ihm kaum auf einem anderen Gebiete so selbstverständlich und untrennbar vom Beruf wie hier. In der landläufigen Vorstellung vom deutschen Erzieher erscheint ein gewisser trockner, pedantischer, ja finsterer Ernst als ein ständiges Merkmal. Muß das so sein? O nein, das muß durchaus nicht sein!

Nun möcht' ich um alles nicht mißverstanden werden. Ich stehe auf dem Standpunkte, daß es mit unseren Schulen, hohen wie niederen, sehr, sehr viel anders werden muß, und allem, was dem abscheulichen toten Gehirnballast, dem kasernenmäßigen Drill, der Vergewaltigung des Individuums, dem Gemüts- und Gewissenszwange, der abstrakten Weltentfremdung unserer Schulen zu Leibe rückt, allem, was dahin strebt, aus der Lernschule eine Lebensschule zu machen, dem stimme ich nicht zu, nein, dem jauchze ich zu aus vollem, freudigem, aufatmendem Herzen. Meine Hamburger Freunde und ich wollen mit unserer Forderung der künstlerischen Erziehung nicht mehr und nicht weniger als eine Renaissance der Pädagogik in jenem Sinne. Aber ich verhehle mir nicht, daß es hier (wie überall und immer) Exaltados gibt, die bei ihrem Verlangen nach Heiterkeit und Freiheit das Maß aller Dinge vergessen. Man kann den Kindern nicht alles leicht und angenehm machen, und man kann ihnen, da sie doch unvernünftige Wesen sind, nicht jeden Zwang ersparen und jede Freiheit gewähren. Ich habe des öfteren Kinder gesehen, die nach anarchistischem Prinzip erzogen waren; in modernen Künstler-, Schriftsteller- und Gelehrtenkreisen hat man Gelegenheit genug dazu. Ich kann nicht behaupten, daß ich auch nur in einem einzigen Falle von den

Resultaten erbaut gewesen wäre; ich kann wenigstens nicht entzückt sein, wenn ein Töchterchen, das von seiner Mutter einen Auftrag erhält, dieser Mutter, einer gutherzigen und freundlichen Dame, antwortet: „Ach was, tu's doch selbst!" — ich find' es abscheulich, wenn Eltern ihre Kinder tyrannisieren; aber ich vermag in dem Gegenteil keinen Fortschritt zu erblicken. Ich habe wahre Monstra von Ungezogenheit, Frechheit und allgemeiner Verdorbenheit in solchen Familien beobachtet; aber ich habe, was noch mehr sagen will, Theoretiker gefunden, die solch eine „vorurteilslose Erziehung" verteidigten. Das sind die Philosophaster ohne Verantwortlichkeitsgefühl, die immer gefährlicher sind als die Reaktionäre. Ja, es hat sich etwas von diesem falschen Freiheitssinn der Allgemeinheit mitgeteilt, in Nordamerika beherrscht der jugendliche Rowdy die Straße, und es gibt bei uns sehr vernehmbare Anzeichen einer ähnlichen Entwicklung. Also dieses Maß und diese Art von Freiheit und Fröhlichkeit verherrliche ich nicht.

Und man kann auch nicht jeden Unterrichtsstoff in Zuckerbrot und nicht jede Lehrstunde in eine Spielstunde verwandeln. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen lernt man keine Sprache ohne Grammatik und Vokabeln (wenn man sie nicht unter ganz gleichen Be-

dingungen lernt wie seine Muttersprache); zur Geschichte gehören Zahlen, zur Naturgeschichte ein System, und aller Wissenschaften und Künste Anfang ist schwer und ermüdend. Aber allerdings bin ich der Meinung, daß es an den wirklich unumgänglichen Schwierigkeiten und Lästigkeiten gerade genug ist für ein Kind, daß man alle Mühe und allen guten Willen dransetzen soll, jede unnütze Last den Schultern der Kinder abzunehmen, und daß in dieser Hinsicht noch viel, sehr viel zu tun übrig bleibt. Den Lobrednern des Bestehenden, die die frische Bewegung in unserer Pädagogik lahmlegen möchten und mit Eifer versichern, all diese neuen Forderungen seien entweder übertrieben oder längst erfüllt, sei von vielem nur das Wenige vorgehalten: Warum fordern unsere Prüfungsgesetze von jedem Schüler mathematische Leistungen, da doch jeder Einsichtige weiß, daß es absolut unmathematische Individuen gibt, und daß man ein ausgezeichneter Kopf sein und ein großer Mann, eine Zierde seines Volkes werden kann ohne alle Mathematik? Warum verlangen sie von allen ohne Unterschied, die die Universität beziehen wollen, fremdsprachliche Kenntnisse, da man doch ohne solche Kenntnisse ein durchaus gebildeter Mensch sein kann? (Für Bösartige bemerke ich nebenbei, daß mir weder fremde Sprachen noch Mathematik jemals

Schwierigkeiten bereitet haben.) Ich nenne es Vergewaltigung, wenn man einem naturwissenschaftlichen Talent den Weg zur Hochschule verlegt, weil es den Cäsar nicht übersetzen kann. Und solch eine Vergewaltigung, solch eine Qual setzt sich durch die ganze Zeit der Kindheit und des ersten Jünglingsalters fort! Natürlich ist Vielseitigkeit der Bildung ein schönes, erstrebenswertes Ziel; aber Vertiefung ist noch erstrebenswerter. Man ist viel gebildeter, wenn man seine Muttersprache gründlich kennt, als wenn man sieben Sprachen halb kennt. Und vor allem darf man nicht einem jungen Menschen die Examenpistole auf die Brust setzen und sagen: Mathematik oder das Leben! Daß man das immer noch tut, ist nur ein Beweis dafür, wie blind und stumpf unsere Pädagogik noch immer gegen die Leiden einer jungen Seele ist.

Also man kann die unregelmäßigen Verben nicht unmittelbar zu einem regelmäßigen Vergnügen machen; aber man kann unendlich viel dazu tun, ihre Behandlung zu einem Vergnügen zu machen, und da ist gewiß einer der mächtigsten und willigsten Helfer der Humor. Gleich wird mir einer einwenden: Wenn einem nun aber die Gabe des Humors nicht verliehen ist?! Ach, es bedarf ja nicht einmal des eigentlichen Humors, es bedarf nur der Heiterkeit, und heiter kann jeder Mensch sein, wenn nicht Krankheit

oder anderes schweres Leid ihn bedrücken. Die Kinder sind ja mit so wenigem zufrieden, sie lachen ja so gern und leicht; ihr Leben ist ja noch ein Lachen, das man nicht ohne Not unterbrechen soll. Hier kommt es wahrhaftig nicht auf die Güte des „Witzes" oder gar auf genialen Humor an; nur daß der Erfolg erzielt werde, darauf kommt's an; daß Heiterkeit die Klasse durchscheine, das ist das Ziel, aufs innigste zu wünschen; denn sie ist das Sonnenlicht, in dem alles gedeiht. Eine krause Nase oder dergleichen wird ja wohl jeder machen können, und eine krause Nase ist für Kinder schon ein wundervoller „Witz". Freilich, wenn der Herr Magister glaubt, daß dergleichen seiner unwürdig sei, dann ist keine Hoffnung. Aber er möge versichert sein, daß er sich irrt.

Als ganz junger Lehrer hatte ich u. a. mit sieben- bis achtjährigen Knaben das Einmaleins zu traktieren. Wie jeder Fachmann weiß, ist das so eine Aufgabe, bei der man im verwegensten Sinne mit „Reproduktion durch bloße Koexistenz der Vorstellungen" rechnen muß, und die man nur durch lange, fortgesetzte Übung des mechanischen Gedächtnisses, sagen wir also ruhig: durch Pauken lösen kann. Hier und da kann man wohl die Positionen des Einmaleins in kleine humoristische Geschichtchen einkleiden, aber das bringt nicht vorwärts und

kann darum nur sehr sparsam geschehen. 7×9 aber, das wird man zugeben, ist kein Witz, es läßt sich auch keiner daraus machen. So half ich denn den Kindern und mir — schon aus eigenem Heiterkeits- und Abwechslungsbedürfnis — über diese Stunden hinweg, indem ich eine Lustigkeit produzierte, die mit 7×9 nicht notwendig zusammenhängt; ich markierte komisches Entsetzen bei verkehrten Antworten, beispiellose Wonne bei richtigen, ich stellte meine Aufgaben mit allen erdenklichen Variationen in Ton und Tempo, ja, ich gestehe es ohne jede magisterliche Scham, ich machte in geeigneten Momenten Luftsprünge, Kapriolen und Grimassen. Die Folge war, daß meine Jungen anerkanntermaßen gut das Einmaleins lernten und mich und die Rechenstunden ohne Schauder herankommen sahen. Mit den notwendigen Abänderungen übte ich die gleiche Praxis bei den vorgerückteren Semestern; wo der Stoff keinen Anlaß zu Heiterkeit gab, wo er aber gleichwohl Heiterkeit vertrug, da trug ich so viel eigenen Frohsinn hinein, wie mir recht und möglich schien. Ich habe es immer wieder erfahren: nur ein einziges helles und allgemeines Lachen — und die ganze Stunde stand unter einem freundlichen Stern. Solch ein Lachen läuft wie ein frischer Quell, wie ein duftiger Wind- und Waldeshauch durch die Seelen. Heiter-

keit ist zwar kein Lernen; aber es ist Disposition zum Lernen. Und Heiterkeit ist die Schwester des Vertrauens. Noch immer erscheint der Lehrer dem Kinde — ich will nicht das schlimmste Wort „als Feind“ gebrauchen — aber doch viel zu oft noch als Bedränger, als Antreiber, als finsterer Mahner, kurz, als eine Art Plagegeist; ein Gefühl der Spannung und des Gegensatzes ist häufiger, als es die Natur der Individuen erfordert. Aber wer mit uns lacht, mit dem trinken wir aus einem Becher; wenn der Magister lacht, so sagt sich auch der zaghafteste und verschlossenste Schüler: „Er ist ein Mensch“, und empfängt die Gaben des Lehrers nicht mehr wie Danaergeschenke, die nur Angst und Mühen mit sich bringen. Die Schule ist zwar kein Variété und keine Lustspielbühne; aber ein Weinberg ist sie, der reichlich Sonne braucht und der bei mangelnder Sonne nur saure Früchte bringt.

Ja, ich bin überzeugt, daß es auch der sittlichen Erziehung zugute kommt, wenn das Kind empfindet, daß sein Erzieher Humor hat und Vergehungen des Übermuts, der Unbedachtsamkeit und des Leichtsinns nicht krimineller auffaßt, als unbedingt nötig ist. Ich will an einem Beispiel zeigen, wie ich das meine: Ich habe das mit dem alttestamentlichen Richter Eli gemein, daß ich von Natur etwas zum

Embonpoint neige, und als ich eines Tages auf dem Schulhofe zwischen den spielenden Kindern in meiner Leibesfülle auf und ab ging und ein Glas Milch zum Frühstück genoß, stürzte ein Neunjähriger mit allen Zeichen der Erregung auf mich zu und rief: „Herr Lehrer, Paul Lehmann hat eben gesagt: Der Dicksack trinkt noch Milch!“ Ich ließ mir Paul Lehmann kommen. Paul Lehmann nahte schlotternd und bleich; denn er kannte mich noch wenig. Aber bald genug mochte er meinem Gesicht anmerken, daß ich mich in meiner Ehre nicht getroffen fühlte; er machte wenigstens gar nicht erst den Versuch zu leugnen, und das war schon ein Gewinn. Wir stellten dann gemeinsam fest, wie ich wirklich hieße und daß ich keineswegs „Dicksack“ hieße, und dann zog er mit einem Lächeln der Beschämung ab. Dem Denunzianten erging es natürlich wesentlich schlechter; er wurde mit Satire behandelt und ging mit einem sehr geronnenen Lächeln von dannen. Paul Lehmann aber hat mir jene Gerichtsverhandlung nie vergessen, und als er später in meiner Klasse saß, benahm er sich, obwohl er sonst der beste Bruder nicht war, für seine Verhältnisse geradezu vornehm. Der Humor, oder sagen wir weniger anspruchsvoll: die Heiterkeit, der Frohsinn nehmen uns Erziehern und Eltern das Kurulische, das Kathe-

drale, das Katonisch=Zensorische, und das ist einer wahrhaft freien, nicht anarchistischen Erziehung wohl nur von Nutzen. Der vorerwähnte Würde-Magister wird natürlich in den Bart murmeln: „Der Herr mag eine nette Disziplin in seiner Klasse gehabt haben.“ Nun, da er mich zur Ruhmredigkeit zwingt, so will ich ihm erwidern, daß ich trotz alledem nach einwandfreiem Zeugnis sogar höhere Töchter in den Flegeljahren (auch höhere Töchter haben ihre Flegeljahre, wo sie zu Hyänen werden) gebändigt habe. Wer weiß, was das bedeutet, der wird es staunend würdigen.

Es kommt natürlich darauf an, daß Erzieher und Zögling ein Gefühl für die unsichtbare Grenze haben, daß die Fröhlichkeit nicht ins Läppische und Alberne, die Freiheit nicht in Zügellosigkeit übergehe. Imperium et libertas. Und das stille, selbstverständliche, heimliche Imperium ist stärker als das laute und scheinende. Ich will wieder an einem Beispiel zeigen, wie ich mir's denke. Mein kleinstes Töchterchen verehrt mich sehr, weil ich „immer so'n Jux mache“, und sie hat schon wiederholt erklärt: „Wenn ich zwanzig Jahr bin, geh' ich los und nehm' mir einen Mann, und der muß auch immer solchen Spaß machen wie Vater.“ Nun haben die kleinen Kinder eine Art von Vexierreimen, an denen sie sich vergnügen; sie

sagen z. B.

„Gib mir mal die Hand"

und wenn es der andere tut, sagen sie:

„Du bist ein Elefant"

oder:

„Magst du gern Kaffee?"

und wenn man ahnungslos „Ja" sagt, fahren sie fort:

„Du bist ein Affe",

ein Spiel, das wiederum zeigt, wie leicht Kinderhände gefüllt sind. Auch mit mir trieb eines Tages mein Töchterchen dies hinterlistige Spiel; sie erklärte mich für einen Elefanten, was ich mir, da der Elefant ein sympathisches und intelligentes Tier ist, gern gefallen ließ. Als ich dann die Frage nach dem Kaffee bejaht hatte, rief sie:

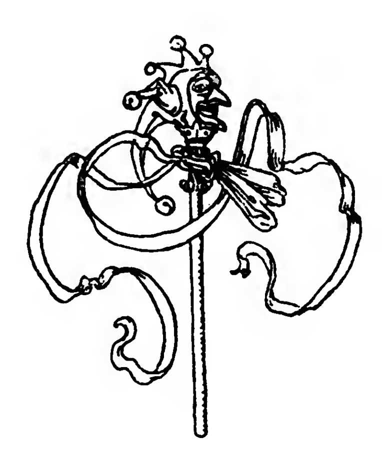
„Du bist — — —"

aber weiter kam sie nicht; sie wurde über und über rot und verstummte. Sie hatte das Gefühl: „Affe" geht zu weit, das kannst du ihm nicht zumuten. Ich hätte den Affen wahrscheinlich noch passieren lassen; aber sie fühlte: hier ist die Grenze. Solch ein Gefühl für die Grenze, mein' ich, muß erhalten bleiben, sonst lösen sich die Bande frommer Scheu.

Es gibt Leute, die da sagen: Selbst wenn man den Kindern ihr ganzes Dasein leicht und heiter gestalten könnte, dürfte man's doch nicht tun; denn man erzieht für das Leben, und das Leben ist ernst und schwer. Von diesem Einwand halte ich wenig oder nichts. Eine frohe Kindheit macht stärker fürs Leben als eine ernste. Die Freuden der Kindheit sind ein ersparter Schatz, der bis ans Lebensende Zinsen trägt, und zwar um so mehr Zinsen, je größer der Schatz ist. Es glaubt ja auch kein Kind an den Ernst des Lebens, bevor es ihn an sich selbst erfahren hat. Man darf es vielleicht überhaupt sagen; aber gewiß darf man's mit Rücksicht auf die Kinder sagen: Was sie gehabt haben, haben sie gehabt; was nachkommt, weiß niemand. Ich habe nach meiner körperlichen Veranlagung ziemlich viel Sinn für Gravität, für Feierlichkeit und Würde, und den Photographen mach' ich immer ein viel zu ernstes Gesicht; aber mir ist selten feierlicher zumute gewesen, als wenn ich mit meinen Zöglingen und Kindern Scherz und Possen getrieben habe.

Warum ich tanz' vor meinem Sohn und singe
Und wie ein Harlekin Grimassen schneide?
Daß einst ein heimlich Lachen ihm gelinge,
Wenn er verlassen steht im Lebensleide . . .

Laßt mich nur tanzen und Grimassen schneiden,
Daß er ein lächelndes Erinnern habe
Und meiner Liebe still sich noch erlabe,
Wenn ich versunken längst mit meinen Leiden.





SONNTAG EINES DEUTSCHEN.

Als Knabe kannte ich einen armen Mann, der aus freien Stücken jeden Sonntag arbeitete und dafür am Mittwoch Feiertag hielt. Ich hab' es nie verstanden und nie geglaubt, wenn er mir lachend versicherte, das komme doch auf eins heraus.

Bildet ihr euch wirklich ein, ihr könntet aus jedem ruppigen Montag oder Mittwoch einen Sonntag machen, indem ihr ihm den Arbeitskittel auszieht und einen schwarzen Gehrock anlegt? Habt ihr's wirklich nicht bemerkt, daß der Mittwoch auch im Frack und Zylinder ein Plebejer

bleibt und der Sonntag auch in einer Maurerbluse als ein schöner, feiner Mann dasteht? Nein, meine Freunde, der Sonntag hat sein lichtes Angesicht nicht nur daher, daß er nicht arbeitet. Gewiß geb' ich euch mit Freuden zu, daß jeder Tag ein andres Gesicht zeigt, wenn er mit Musik und Fahnenwinken an unser Bett tritt und ruft: „Auf zur fröhlichen Fahrt in die Maienflur!" als wenn er morgens um 4 Uhr in der Gestalt eines Unteroffiziers die Tür der Kasernenstube aufreißt und brüllt: „Aufffffstehn!!! In zehn Minuten feldmarschmäßig auf'm Kasernenhof!" und uns mit einer achtstündigen Felddienstübung bei 24 Grad Réaumur winkt. O, dieser Unterschied ist mir sehr klar, so klar, daß mir daraus eine Lebensregel aufgeleuchtet ist. „Wie," sagte ich eines Morgens zu mir, „wie! In brennender Hitze einen ausgereckten Tag lang über Berg und Tal laufen, tanzen, springen, schreien, erschlaffenden Alkohol trinken und dabei schwitzen wie eine fette Gans am Bratspieß — das kannst du! Warum? Weil es eine Vergnügungstour ist! Aber wenn du nur die Hälfte davon im Dienste deiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit tun sollst, dann ziehst du ein Maul und hast dich wie ein armes, geplagtes Menschenkind! Spitzbube, hab' ich dich?" Und von nun an, wenn es mit voller Bepackung

in Staub und Sonne über Hecken und Gräben dahinging, sagte ich zu mir: „Denk, es wär' eine Vergnügungstour!" Und dann ging es. Und so in weiterer Ausdehnung: wenn es heiß und schwer wurde auf dem Lebensmarsche, dann sagte ich zu mir: „Denk, es wär eine Lustfahrt, dann kannst du's, du Schlingel!" Und dann konnt' ich's.

Also das weiß ich sehr genau, daß ein Rast- und Lusttag anders aussieht als ein Arbeitstag. Aber deshalb ist ein Ruhetag noch lange kein Sonntag.

Seht, ich kann es euch ja auch aus dem Gegenteil beweisen. Ich mußte als Jüngling so viel arbeiten, daß ich des Sonntags zur Arbeit nicht entraten konnte. An den Sonntagnachmittagen, bis in den Abend hinein, schrieb ich meine Schulaufsätze. O heilige Tage, heilige Zeit! Nie hab' ich reineren Feierglanz getrunken als damals! Meine Gedanken stiegen wie Säulen um mich empor, meine Schlüsse wuchsen wie Kuppeln daraus hervor, mein Gefühl schwebte wie Orgelweisen, und mein Anschauen war wie Licht, das durch bunte Fenster brach. Wenn der Lehrer mir meinen Aufsatz zurückgab, sagte er wohl: „Gut, gut, nur mitunter zu feierlich, zu hochfliegend, zu pathetisch." Das war der Sonntag in meiner Arbeit.

Durch Arbeit ist er nicht zu verscheuchen. Ernste Arbeit, an der das Hirn und das Herz und alle Sinne mit feurigem Geiste wirken, liebt er sogar. Denn sie ist heilig wie er. Ernste Arbeit, die nach Hohem ringt, und Werke der Liebe macht er zum Gottesdienst. Und ich weiß, daß er selbst Arbeit aus Not und Mangel zuweilen mit einer milden Heiterkeit beglänzt. Aber eine Sorte von Arbeitern verträgt er freilich nicht. Das ist die, von der Th. Storm erzählt:

„Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
In Jack und Schurzfell, und roch nach Bier,
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Kapital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
Hat keinen Festtag im ganzen Jahr."

Vor solchen Kerls verfliegt der Sonntag wie Rosenduft vor altem Käse.

Aber vor Tod und Krankheit flieht er nicht. Hast du einmal auf dem Krankenbette gelegen und die freundlich streichelnde Hand des Sonntags auf deiner Stirn gefühlt? „Haha, kein Wunder!" wird der blanke Rationalist rufen, „das geputzte Zimmer, die reine Wäsche, der Besuch der Freunde und die Blumen, die sie bringen, oder die Erwartung alles dessen, die stimmen den Kranken heiterer." Natürlich tun sie das. Aber zu Haus oder im Hospital

kannst du das alles auch an andern Tagen haben; frag einmal den Kranken, ob darum aus einem Mittwoch ein Sonntag wird. O, es gibt Schrecken und Schmerzen der Krankheit, denen der Sonntag weichen muß; denn er ist ein zarter Geselle, und wenn an einem Sommersonntag Musik und Singen fröhlich wandernder Scharen ins Krankenzimmer herüberwehen, wie sollte ich leugnen, daß dann das Herz doppelt weh tun kann? Aber wenn du die große Geduld zum Leben erfaßt hast, dann wirst du erkenntlich sein für allen Trost, den Schönheit gibt, und der Sonntag ist ein schöner Genius. Wenn alle Besucher ausbleiben — dieser kommt, dessen sei gewiß. Als du noch schliefst, ist er leise hereingetreten, und wenn du erwachst, sitzt er schon an deinem Bette. Und er bleibt bis zum Abend, bis deine Seele in sanfteren, stilleren Gedanken zur Ruhe geht. Denn der Sonntag ist die Freude, der Friede, die Genesung, die nach sechs Tagen der Hoffnung kommt. Er ist der Genius der Erfüllung; denn nach sechs Tagen der Sehnsucht und des Ringens ist er da.

Und nicht vor dem Tode flieht er. Nein, er wandelt den widrigen Knochenmann in einen schönen, ernsten Knaben mit gesenkter Fackel, in einen Bruder des Schlafes. Ein Begräbnis am Sonntag ist trostreicher als eines am

Alltag, wie ein Begräbnis an einem Tage voll Sonnenschein und Vogelsang dem Herzen sanfter ist als eines in Regen, Sturm oder Schnee. Warum kleidet ihr Menschen den Tod nicht in freundliche Farben statt in ein hämisch-gehässiges, menschenfeindliches, erbarmungsloses Schwarz? Feiert der Herbst nicht Sterben und Vergehen mit einem flammenden Farbenopfer und kleidet der Winter nicht den Tod in ein lieblich flimmerndes Weiß, zu dem die Kinder jauchzen?

Sterben ist der Anfang des großen Feiertags. Das singt der Sonntag leise an alten und frischen Gräbern. Am Sonntag geht es auch zerrissenen Herzen sanfter ein, daß der Friedhof ein Hof des Friedens und der Tod ein großer Sabbat ist.

Ein zarter Gesell ist der Sonntag, sagt' ich. Du mußt ihm helfen, ihn ermuntern, ihm die Stätte bereiten, ihm offene Arme ausbreiten und lächelnd ihn locken, damit er seine ganze Liebenswürdigkeit entfalte, wie denn alle Freuden des Lebens inniger und heller dir entgegenlachen, wenn über deinem Herzen steht: „Willkommen, Freude!“ Da versehen es nun viele Menschen gleich am frühen Morgen. Wenn sie erwachen und den Sonntag am Bett stehen sehen, stöhnen sie: „Gott sei Dank!“ drehen sich nach der Wand, kehren also dem

holden Genius die ausgesprochene Rückseite zu und genehmigen sich noch zwei oder drei Stunden Schlafs. Da hatte ich einen intimen Freund, der es ganz anders machte. Wenn er wochentags um acht Uhr erwachte, dachte er: „Ich muß aufstehen, wenn ich noch rechtzeitig ins Bureau will," drehte sich nach der Wand und schlief weiter. Wenn er Sonntags um sechs Uhr die Augen aufschlug, rief er: „Donnerwetter, höchste Zeit!" fuhr in die Hosen und bald darauf ins Gebirge. Ich will ja nun diesen Mann nicht gerade als Muster hinstellen, wenigstens sechs Siebentel von ihm nicht, und ich ehre mit frommer Scheu den Sonntagsschlaf des sechsmal in der Woche geplagten und gehetzten Arbeitssklaven; aber das muß ich doch sagen: wer den Sonntagmorgen ohne Not verschläft, der ist ein Sabbatschänder von der Wurzel aus. Jeder Morgen ist heilig; denn der Morgen ist die Unschuld des Tages, ist unberührtes Leben. Aber der Sonntagsmorgen ist dreimal heilig.

Gibt es ein verdrießlicheres Geschäft als die Morgentoilette, ausgenommen für junge und alte Mädchen? Und wenn sie in zehn Minuten erledigt ist, so währt sie eben zehn Minuten zu lang. Aber am Sonntag ist sie ein Kultusakt; denn du legst mit dem Festgewand einen festlichen, reineren Menschen an.

Das Wort „Kleider machen Leute“ ist in einem viel tieferen Sinne wahr, als man es gewöhnlich braucht. Kleider machen nicht nur Leute nach außen hin, sie wirken auch nach innen. Hängt einem Schneiderlein einen Mantel von einem Meter Weite um, und er spricht wie ein Kerl von einem Meter Durchmesser. Zieht dem reich gewordenen Metzgermeister eine weiße Weste an, und er versucht sich auf dem Gebiete der Aristokratie. Als ich konfirmiert wurde, bekam ich einen Rock mit Schößen, und während ich sonst mein Sacktuch aus der Hosentasche geholt hatte, zog ich es jetzt hinten aus dem Rockschoß. Ich zog es hundertmal am Tage und fühlte mich hundertmal ein Mann. Der Handwerksmeister, der den Th. Storm besuchte, scheint freilich ein ganz verfilzter Alltagsmensch gewesen zu sein; aber wenn seine Frau ihm einen Sonntagsrock angezogen hätte — wer weiß, ob er das Gespräch von Zinsen und Kapital nicht auf den Montag verschoben hätte. Selbst der ungebildetste Hausvater, wenn er nicht ganz verroht und verwildert ist, verfährt säuberlicher mit Weib und Kindern, wenn er, mit der Hand über den Ärmel fahrend, ein weicheres Tuch fühlt als Blauleinen und englisches Leder.

Und wenn auch deinem „Lever“ ein Erdenrest von Chlorgeruch und eingelaufenen

Strümpfen anhaftete, — reine Freude taut herab auf dein erstes Frühstück. Wenn du auch noch so eifrig Arbeit und Pflicht liebst, es ist doch zweierlei, ob dein Nachtisch „Arbeit“ oder „Ruhe“ heißt, ob du mit den Augen auf der Uhr einsam deinen Morgentrunk tust, oder ob du dich mit den Blicken ruhig in den Augen deiner Lieben niederläßt und denkst: „Wir haben Zeit, uns anzuschauen und uns an einander zu erfreuen.“ Zu einem richtigen deutschen Sonntag gehören Mann, Weib und Kinder, zum mindesten Mann und Weib. Ich will beileibe nicht leugnen, daß auch ein begabter Junggeselle oder dergleichen Jungfrau herrliche Sonntage feiern könne; aber zu einem ganz vollständigen Sonntage gehört Familie. Familie und morgens ein Klöben. Dabei kommt es natürlich nicht auf den Klöben selbst an (es muß z. B. auch dicke Butter darauf sein), sondern das ist das Entscheidende, daß der Sonntag seine eigene Speise, daß er etwas Besonderes, etwas Auszeichnendes habe. Das meinte ich mit dem „dem Sonntag entgegenkommen und ihm eine Stätte bereiten“.

Auch durch Trank und Speise müßt ihr ihn aus der Reihe der grauen Erdentage herausheben, er lohnt es euch durch ein helleres Lächeln. Denn wie die Kleider Leute machen, so machen die Speisen Feste. Am Sonntag,

wenn nach dem Fleisch eine süße Speise zu erwarten steht, brennen von Anfang bis Ende sechzehn Feierkerzen um meinen Tisch. Das sind die sechzehn Augen meiner Tischgemeinde. Zu den Zeiten, da auch in den Patrizierfamilien Hamburgs noch plattdeutsch gesprochen wurde, pflegte wohl am Sonntagabend eine Bowle auf den Familientisch zu kommen, und angesichts dieser Bowle wurde hochdeutsch gesprochen. Auch kannte ich einen alten Schiffszimmermann, der viele Jahre nach China gefahren war und hauptsächlich drei Sprachen redete: Plattdeutsch, Matrosen-Englisch und norddeutsches Hongkong-Chinesisch. Alle diese Sprachen waren ihm geläufiger als Hochdeutsch. Und nun höre man: jeden Sonntagnachmittag, wenn er auf seinem Sofa saß, aß dieser Mann, der den stärksten Tabak kaute und sich eine Handvoll Pfeffer in die Suppe zu werfen pflegte, süße Kringel und sprach dabei zu Weib und Kindern hochdeutsch. Es war ein Opfer, das er brachte; vor jedem hochdeutschen Satze öffnete er dreimal lautlos den erstaunlichen Mund, als wenn zum Hochdeutschen sehr viel Luft gehöre; aber durch die festliche Speise der süßen Kringel entlockte die Kraft des hehren Tages auch diesem rauhen Herzen das andächtige Opfer eines frommen Sinnes.

Um nun aber „vollends schlagend darzu-

tun“, daß ich den sonntäglichen Speisezettel nicht um materieller Lüste willen empfehle — denn ich merke wohl, daß die reinen Spiritualisten, die heimlich Beefsteaks mit Spiegeleiern essen, mir nicht trauen — will ich noch einen Beweis aus meinem eignen Leben anführen. So gewiß die Tangente eines Kreises die mittlere Proportionale zwischen den Abschnitten der schneidenden Sekante ist, so gewiß gab es in meinem Elternhause am Sonntag Fleischsuppe mit Fleischklößen und dicken Reis mit Rosinen. Und nun ist es ganz klar, daß nicht die Fleischbrühe mir das Heilige am Sonntag war; denn als Kind mochte ich gar keine Fleischbrühe. Aber wenn um zehn Uhr des Morgens der Geist des Herrn Justus v. Liebig sich erhob und durch die Räume des Hauses wandelte, wenn der altvertraute liebliche Duft hinaufstieg in die Dachbodenkammer, wo ich zwischen alten Büchern und Bildern kramte, dann hob der würzige Hauch mein Herz empor, und ohne daß es an Fleisch und Fleischeslust gedachte, schwamm es friedeselig in festlichen Düften wie ein frommes Kirchenkind im Weihrauch. Noch heute genügt ein Achtel Näslein voll von diesem Dufte, um mir einen ganzen Kindheitssonntag zurückzurufen mit allem stillen Klang und aller stillen Freude, wie denn ja Düfte mit ganz beson-

derer Kraft Erinnerungen aus dem Dunkel ziehen. Wohl weil die Erinnerung selbst ein Duft ist, der Duft, der nachbleibt, wenn unser Leben an der Sonne „Zeit“ verdampft.

Freilich, das muß ich sagen, um ganz ehrlich zu sein, daß ich dicken Reis mit Rosinen für mein Leben gern aß. Aber wer sagt denn auch, daß der Weg zu weihevollem Geistesweben nie und nimmer durch das Materielle gehen dürfe? Ein Philosoph hat sogar unumstößlich behauptet, daß nichts im Geiste sei, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen wäre. Es war ein Mann aus dem Lande des Plumpuddings und des Sommernachtstraumes.

Wenn du nun mit den Deinen das Frühstück gefeiert hast, so geh, wie das Herz dich treibt, in Feld und Wald oder in die Kirche oder ins Land der Kunst oder in dich selbst oder irgendwohin, wo Stille des Herzens ist. Sammle mit deinen Kindern einen Blumenstrauß für die Mittagstafel, lehre sie Flug und Gesang der Vögel, Gestalt und Weise alles bewegten und unbewegten Daseins kennen; aber vor allem lehre sie das ruhige Angesicht schauen, das aus Wald und Weide, Berg und Gebüsch mit ewigen Augen blickt. Dann werden sie sich in den Jahren der Vernunft und des Leidens erinnern, daß einem zerrissenen

Herzen in den Armen der großen Mutter auch an Werktagen Ruhe und Feier bereitet ist. Vor meinem Geiste wird, solange ich lebe, ein Sonntagmorgen aus meiner Kindheit stehen. Glaubt nicht, ich hätte eine Geschichte erlebt. Ich wanderte allein hinaus ins Freie, bis die Glocken der Dorfkirche nur noch so leise klangen, daß ihr Schall mit dem Summen der Bienen verschwamm. Und nun stand ich auf einem einsamen Feldweg zwischen hohen Hecken ganz allein. Es war nur ein schmales Grasfleckchen zwischen Haselhecken und war doch ein Erlebnis. In diesem Augenblick war die Welt und mein Leben rein von allem, von allem, was traurig und häßlich ist. Die höchsten Zweige der Haselstauden standen in wonnigem Bangen still und blickten unverwandt und immer zum Himmel hinauf, immer zum Himmel hinauf. Am Himmel war Sonntag. Und im Gewirr und heimlichen Schatten der Büsche war Sonntag. Um mich auf dem Rasen war Sonntag; im Kelch der Anemonen und Ranunkeln war Sonntag. Damals habe ich den Sonntag gesehen. Und wenn ich in meinem Leben sonst nichts Gutes erfahren hätte, um jenes Morgens willen könnt' ich mit Kindern und Kindeskindern aus vollem Herzen singen:

„O, wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein."

Wenn du aber in die Kirche gehst, dann höre nicht nur auf die Rede des Predigers, sondern auch auf die ragenden Worte der Säulen und Wölbungen, sieh das Sonntagsmorgenlicht, das durch farbige Fenster auf Estrich und Altardecke fällt, und folge mit den Augen dem Sturmesflug und Engelreigen des Orgelklanges. Denn Sonntag ist das Fest der Stille, und die Stille ist dir gegeben, damit du in deinem Herzen alle Schönheit des Lebens sammeln kannst. Wenn du zu Hause in der Bibel liest, so lies die Erzählung von Eliesers Werbung am Brunnen, oder das Buch Ruth, oder die Bergpredigt, oder den Gang nach Emmaus, oder die Geschichte vom See Genezareth, da Jesus den Petrus dreimal fragte: „Simon Johanna, hast du mich lieb?“ und der Jünger endlich wie aus schluchzendem Herzen rief: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe!“ In solchen Geschichten ist ewiger Sonntag. Welches Buch du aber auch am Sonntag hernehmen magst: wenn du es aufschlägst, liegt ein besonderes Licht auf seinen Blättern, und wär' es auch ein Rechenbuch oder eine Pandektensammlung. Denn der Sonntag leuchtet hell auf vor Freuden, wenn er sieht, daß du nicht vom Brot allein lebst, sondern auch ein Leben im Geiste führst. Und wenn du einen

üppigen Sonntag feiern willst, wenn du schwelgen, schlemmen und verschwenden willst, dann lies am Sonntag Goethe. Die Werke dieses Mannes sind Sonntag an sich; sie machen jeden Wochentag zum Feiertag, jede Arbeit zum Feste; wenn man sie daher am Sonntag liest, so ist es wie Sonntag und Pfingstfest an einem Tage. Das macht: auf dem Seelengrunde dieses Sonntagskindes lag wie ein Blumenteppich der Sonntag einer neuen, freien und schönen Menschenwelt, die einmal für alle kommen soll und kommen wird.

Ja, Sonntag ist das Fest der Stille. Darum ist es kein übler Gedanke der Engländer, die rauschenden Feste und Vergnügungen auf den Sonnabend zu verlegen, schon um deswillen nicht übel, weil ein halber Feiertag mehr dabei herauskommt. Nur wollen Gott und seine Heerscharen unsern deutschen Sonntag vor Muckerheiligkeit und Zwangsfeierlichkeit in allen Gnaden bewahren! Der Sonntag ist kein Mucker, der heimlich Whisky und öffentlich scheinbar Soda trinkt; ich hab' ihn oft genug in geselliger Runde fröhlich mit den Fröhlichen gesehen und aus Liedern des Übermuts und der überschäumenden Lebenskraft seine reine, klare Stimme herausgehört. Aber das sollen wir wissen, mein' ich, daß der Sonntag solcher Dinge nicht braucht, um schön und heiter zu

sein, nein, daß er schon ein herrliches Fest ist, wenn wir ganz ruhig auf einem Stuhle sitzen und uns schweigend und regungslos am Glanz und Frieden der Stunde freuen.

Das sollen wir wissen, daß er vor allem ein Tag der Stille ist, der Stille, in der wir die Menschen unsrer Umgebung wieder erkennen. In Kampf und Hast des Alltags schwirrt und flimmert unsrer Lieben und Getreuen Bild an uns vorüber; in der Ruhe des Sonntags sehen wir sie wieder. Am Wochentage spricht Mund zu Mund, Auge zu Auge, Hand zu Hand — am Sonntag, wenn die Oberfläche unseres Wesens sich geglättet hat, sehen wir bis zum Grund, und Seele spricht zur Seele. Am Werktag verdrängen und beherrschen die Dinge zu oft nur den Menschen; am Sonntag besinnt sich der Mensch auf seine Hoheit und hängt sich den Purpur um. Am Sonntag erkennen wir den wunderreichen Schatz, den wir in der liebenden Güte unsrer Lebensgenossen und Freunde besitzen, empfinden wir Hand in Hand und Aug' in Auge die Schönheit des Menschen in der Ruhe.

Schaff sonntägliche Stille um dich und sammle das hundertfältige Glück einer Sekunde in ein Gefühl. Lehne dich zurück in deinen Stuhl und fühle die weiche Hand deines Kindes in der deinen, sieh dein Weib gegen-

über am Fenster sitzen und merke, wie eure Blicke sich auf dem Haupte des Kindes begegnen und umschlingen, sieh, wie der Sonnenschein von der Wand des Nachbarhauses rötlich glüht gleich wildem Wein im Herbste, sieh die leuchtenden und sanften Farben des Teppichs zu deinen Füßen, sieh den göttlichen Adel um die Lippen des belvederischen Apoll, der auf deinem Schreibtisch steht, denk, wie das Werk deiner Arbeitstage sich rundet und wächst, fühle den ruhigen, warmen Fluß deines Blutes und das leichte Spiel deiner Muskeln und hör aus einer schönen Stunde der Vergangenheit eine sonnige Stimme singen:

„Unter blüh'nden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand —“

halte den Atem zurück, und laß alles, alles Glück des Augenblicks vereint in deine Seele strömen. Das ist das Unglück der Menschen, daß sie aus alter, furchtsamer Gewohnheit ihr Herz selbst dem Glücke nur fingerbreit öffnen und es nicht weit und willig auftun wie zwei zum Himmel erhobene, ausgebreitete Arme, daß ihr ungeübtes Ohr nur verwehte Töne des Glückes erhascht. Öffne der Stille des Sonntags weit und weiter das Herz, und du hörst die Harmonien des Glücks. Eine glückliche Stunde ist ein Kunstwerk Gottes, in dem alles zum herrschenden Gefühle stimmt und

immer noch Schöneres zum Schönen kommt, je tiefer du hineinschaust.

Und sieh, in der Stille des Sonntags steigt selbst die tiefste Frage unseres Herzens empor, die Frage: „Lohnt es sich? Lohnt sich das Werk deiner Wochen? Lohnt sich dies Hasten und Ringen und Mühen deines Alltags?“ O wir würden weiser sein, wenn wir öfter und inniger diesen Tag der Besinnung feierten. Er ist ein Tag des Rückblicks und Umblicks, und sonderlich sind die Sonntagsstunden zwischen Tag und Abend besinnliche und nachdenksame Stunden. Einsamkeit am Sonntag ist von lichten Gedanken begnadet. Wandle in deinem Zimmer auf und ab, und wenn du Cajus heißest, so werden die Cajusse deiner vergangenen Sonntage aus den Wänden hervortreten wie eine Ahnengalerie und wundersame Zwiesprach mit dir pflegen. Wehe dem, der der Welt den Sonntag nimmt! Und wehe der Welt, die den Sonntag verloren hat! Wehe der Welt ohne Rast und Andacht!

Und nun will ich auch noch das Allerschönste vom Sonntag nennen. Wißt ihr, was das Allerschönste am Sonntag ist? Das Allerschönste am Sonntag ist der Sonnabend. „Sonnabend“ — hier ist das norddeutsche Wort einmal schöner als das süddeutsche „Samstag“. „Samstag“ heißt einfach Sab-

batstag, Ruhetag. Aber „Sonnabend“, das ist wie ein stilles Ineinanderlegen der Hände und ein lächelndes Schauen in die zur Ruhe gehende Sonne. Und der ganze Tag wird Abend genannt, wie der Weihnachtsabend, der Fastelabend, der Osterabend. Den ganzen Tag fühlt der Deutsche als einen großen Abend, der einem großen Morgen vorangeht. Das ist nun einmal dem Menschen bestimmt, daß ihm Erfüllung selten so hoch erfreut wie Hoffnung. Nichts ist reiner als diese Abendfeier vor dem Sonntag, dieser kaum gefühlte, aber tief geglaubte Anhauch nahender Düfte, dieser Traum der Augen vom kommenden Licht. Wie klar steht vor meinem Blick das sonnabendlich geputzte, „gründlich gereinigte“ Elternhaus mit dem frisch gestreuten, gelben Sand auf den Dielen. Wie gern setzt' ich mich dann mit einem Buch ans Fenster und schaute doch mehr in die blinkende Stube, die ich tausendmal gesehen, und mehr in den dämmernden Himmel, als in das Buch. Das geliebteste Buch war dann nicht so stark wie diese Gewalt der mich ganz umfangenden Erwartung. Die Blumen draußen standen stillbereit, der Sonne des Sonntags ihre Kelche zu öffnen, eine Drossel übte mit heiligem Eifer ein sonntägliches Lied, und die scheidende Sonne stand im Zauber dieser Stunde still, als zögerte sie nach solchen Seligkeiten selbst vor der Erfüllung ...

Laßt siebzigtausend kalte Vernünftler kommen und sagen: „Die Welt sieht am Sonntag und Sonnabend genau so aus wie an jedem andern Tage; was ihr Besonderes, Feierliches, Heiliges seht, das seht ihr hinein, das ist eure Einbildung.

Ja? Ist's wahr?

Dann staunende Bewunderung dem unsichtbaren Stäubchen im Auge, das das weiße Licht des Tages in Millionen Farben bricht, die der Regenbogen nicht kennt. Dann grenzenloser Dank und Anbetung dem holden Genius der Menschheit, der das Meer zur Wohnstatt der Nereiden, den Wald zur Stätte der Dryaden, die ganze Körperwelt aber zur Wohnung der Seelen macht! Jeden Sonntag und Sonnabend soll die Flamme unseres Herzens stark und still emporstreben, ihm zu einem freudigen Opfer!





VON DER GASTLICHKEIT.

Deckt mir überreich den Tisch
Für die lieben Gäste;
Aber aus dem Keller holt
Mir das Allerbeste!
Daß sie lächelnd sich gesteh'n,
Wenn sie heimwärts schweben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Wonnig lacht mir deutscher Wein,
Wonniger das Leuchten,
Wenn der Zecher Augen sich
In Entzückung feuchten.
Ist ihr stammelnd Zeugnis doch
Feinste Frucht der Reben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Nach dem Weihnachtsfeste schützt uns kein Gott mehr vor den „gesellschaftlichen Verpflichtungen“. Während der ersten Hälfte des Winters kann man sich noch an der Riviera herumdrücken oder wenigstens den Anschein aufrecht erhalten, daß man „im Süden“ sei; auch daß man sich während der Weihnacht auf Haus und Familie beschränkt, wird allenfalls noch entschuldigt. Aber dann geht es los. Der Neujahrstag ist die liebliche Einleitung. „Deutschland steht an diesem Tage im Zeichen der Verrücktheit“, schrieb mir mein Freund Liliencron, und recht hat er. Es ist der Tag der „Glückwünsche“. Nicht unsere Herzensfreunde gratulieren uns; die wissen, daß wir ihnen und sie uns das ganze Jahr hindurch Gutes gönnen, auch wenn wir gar nicht aneinander denken, die wissen, daß auch sonst Gelegenheit genug zu einem herzlichen Wort und Gedenken ist — nein, Herr August Meyer und Fräulein Anna Schulze, die uns genau so gleichgültig sind wie wir ihnen, die uns aber irgendwo

einmal vorgestellt worden sind — sie halten es für ein „Gebot der Höflichkeit“ oder „des Anstands“ oder „der guten Sitte“, uns einen herzlich gedruckten „Glückwunsch zum Jahreswechsel“ zu senden, für den wir dann natürlich „der Höflichkeit“ oder „des Anstandes“ oder „der guten Sitte“ wegen mit einem innigst lithographierten „Dankegleichfalls“ quittieren müssen. Jahre hindurch habe ich schäumend und zähneknirschend herzliche Danksagungen geschrieben und mit einem Fluch in den Briefkasten geschmissen — jetzt ist meine Geduld erschöpft. Und ich sage es Ihnen ausdrücklich, Herr August Meyer und Fräulein Anna Schulze: ich bin grenzenlos dankbar für jedes echte und aufrichtig teilnehmende Gedenken; aber offizielle Neujahrswünsche sind mir schnuppe, wurscht, pomade — nein, sie sind mir widerwärtig und verhaßt. Punktum. Sela. Warum gratuliert ihr nicht auch zum Hemd- und Kragenwechsel? Da könntet ihr ja noch viel mehr „Höflichkeit“ und „Aufmerksamkeit“ und „guten Ton“ produzieren!

Aber wie gesagt: das ist ja nur die Einleitung.

Es kommt die Zeit, da Herr Emil Müller und Frau aus heitrem Himmel und heiler Haut versichern, daß es ihnen ein unsagbarer Genuß sein würde, uns an dem und dem Tage bei

ihnen zum Diner erblicken zu können, und wir einige Wochen später mit derselben gottvergessenen Schamlosigkeit beteuern, daß es uns eine Wollust sein werde, an dem und dem Tage Herrn Emil Müller und Frau bei uns zum Mittagessen zu sehen; es kommt die Zeit, da Mann und Weib in entgegengesetzten Richtungen das Zimmer durchmessen und eins von beiden energisch ausruft: „Aber zu diesen greulichen Hackenschmidts geh' ich diesmal nicht!“ und das andere achselzuckend erwidert: „Dscha — wir werden doch wohl müssen!“ oder eins von beiden schmerzvoll aufstöhnt: „Was? Diese schauerliche Senfmüllern müssen wir auch einladen? Mit dem ungeölten Türangelorgan? Quod non!“ und das andere seufzend antwortet: „Dscha — wir werden wohl nicht umhin können.“ Man weiß ja, wie das tragische Verhängnis sich entwickelt. Man ist seit einem halben Jahre mit Herrn Butendik zusammen im Vorstand eines Vereins, einer Stiftung, im Aufsichtsrat einer Aktiengesellschaft. Dieser Herr Butendik hält es eines Tages für ein Gebot des „guten Tones“, uns mit seiner Frau einen Besuch zu machen. Natürlich werden sie freundlich aufgenommen; denn Gäste sind immer heilig. Nun wär' es der allerbeste „Ton“, den Besuch, wenn man nicht das Bedürfnis dazu empfindet, ihn zu erwidern, unerwidert

zu lassen und jedes unwahre Verhältnis in der Wurzel zu ersticken; aber wenn man dies tut, ist man angeblich ein Barbar, ein Knote oder etwas ähnlich Angenehmes. Man stattet also dem Butendikschen Ehepaar einen Gegenbesuch ab, und was schließen Butendiks daraus? Daß sie uns einige Wochen später zum Essen einladen müssen. Ich hab' es ja versucht und in solchem Falle geschrieben: „Unsere Zeit und unsere Körperkraft erlauben uns leider nicht, den Kreis unserer gesellschaftlichen Beziehungen noch zu erweitern — nehmen Sie's uns um Gottes willen nicht übel — wir schätzen Sie darum nicht minder" — oh, oh, oh, was waren die Folgen! Natürlich versicherten sie, uns gar nichts übelzunehmen, i Gott bewahre; aber auf Umwegen vernahmen wir, was wir für grenzenlos hochmütige und „taktlose" Menschen seien und wie schrecklich viel wir uns einbildeten. Wir Ärmsten! Wir hatten es für taktvoll gehalten, einer gesellschaftlichen Mesalliance im beiderseitigen Interesse rechtzeitig vorzubeugen — ist es da ein Wunder, daß man gelegentlich immer wieder schwach wird und bei Butendiks Poularde mit Kompott und Salat und bei Klappenbeks Salat mit Kompott und Poularde und bei Süßenguths Kompott mit Poularde und Salat ißt und sich beim Weggehen noch obendrein bedankt? Und

ist man den Butensüß und den Klappendiks einmal aufs Kompott gegangen, so sitzt man fest wie die Fliege im Himbeergelee, man muß sie wieder bitten; man steht mit ihnen im „gesellschaftlichen Verkehr“ und jedes Aufhören ist ein „Bruch“.

Noch vor kurzem gestand mir eine Dame, daß sie manches Mal unter Tränen ihr Gesellschaftskleid anlege, wenn es gelte, wieder einmal einer völlig sinnlosen gesellschaftlichen Verpflichtung einen Abend zu opfern, den sie weit, weit lieber ihren Kindern und einer heilsamen Beschäftigung gewidmet hätte, und ich gestand ihr dagegen, daß zu den schwersten Rätselfragen des Daseins, die ontologischen und kosmologischen Probleme nicht ausgenommen, für mich die Frage gehöre: „Warum hast du gestern bei Buhmanns soupiert, anstatt bei dir selbst?“

„Und warum, meine Gnädige,“ fuhr ich fort, „warum lassen wir uns tyrannisieren? Warum lassen wir uns gerade von denen die ‚Gesetze des guten Tones‘ vorschreiben, die vom ‚guten Ton‘ die bornierteste Auffassung haben?“

„Man kann nichts dagegen ausrichten“, meinte sie.

„Ich glaube, man kann es doch. Man muß sich eben weigern, mitzutun. Freilich

werden die Leute ‚afterreden und bösen Leumund machen‘, wie es bei Luther heißt; aber es ist eine Selbsttäuschung, zu meinen, daß sie das nicht täten, wenn wir ihre Einladung annehmen. Natürlich tun sie das; der ganze Unterschied besteht darin, daß sie so lange schweigen, wie sie mit uns bei der Poularde sitzen.“

„Aber vereinsamen will man schließlich auch nicht“, sagte die Dame. Sie meinte sehr schmeichelhaft, ich könne vielleicht die Menschen entbehren, aber das sei nicht jedermanns Sache.

Ich erwiderte sehr entschieden, daß ich die Menschen weder entbehren könne noch wolle.

O nein, selten bin ich glücklicher, als wenn ich Gäste um mich sehe, und Wirt sein ist mir eine königliche Lust. Nur will ich eine natürlich gewachsene Gemeinschaft um mich haben, nicht ein Agglomerat, das die gesellschaftliche Konvention zusammengeleimt hat, nicht ein Fünfminutengemengsel, sondern eine chemische Seelenverbindung. Die Menschen, von denen ich mir — sei es beim ersten, sei es nach öfterem Begegnen — beim Scheine der unsichtbaren Diogeneslaterne sage: „Das ist einer!“ und in deren Augen bei meinem Anblick derselbe Ausruf aufblitzt, die will ich um mich versammeln, und so oft solch einer über meine Schwelle tritt, begrüße ich seinen Eintritt wie

eine gute Gabe des Himmels, freu' ich mich an seinem Gesicht wie ein Kind am Weihnachtsbaum. Und darin liegt, glaube ich, das Geheimnis der Gastlichkeit: dem Gast darf auch nicht einen Augenblick das Gefühl kommen, daß sein Wirt sich einer „Pflicht“ entledige; vielmehr muß er die Empfindung haben, daß er dem Wirt durch seine Anwesenheit eine Wohltat erweise. Ich kenne eine Dame, die dem Besucher nach einer Stunde zwar mit gewinnendstem Lächeln ein Glas Wein anbietet, aber stechende Augen macht, wenn er annimmt, und niemals ermuntert sie zu einem zweiten Glase. Da pflege ich mir nun zwar die Flasche heranzuholen und mir so lange einzuschenken, als noch etwas drin ist, und gewiß ist es mir ein absonderes Vergnügen, den Geiz, das niedrigste aller Laster, zu bestrafen; aber die wahre Freude eines Gastes ist das nicht.

In diametralem Gegensatz zur Generosität dieser Dame steht die Gastfreundschaft einer anderen Dame, der Hamburg-Amerika-Linie. Ich war bei einem Festbankett, das diese Dame vor Monaten gab, und wurde erinnert an die Gastmähler im alten Rom. Man hatte das Gefühl: hier hat die Gastfreundschaft keine Grenzen. Ich bitte nicht mißzuverstehen: natürlich hatte sie eine Grenze, natürlich muß

jede Gastfreundschaft eine Grenze haben; aber diese Grenze muß der kultivierte Gast ziehen, nicht der Wirt. Der Wirt — dieses Gefühl muß den Gast erwärmen — der Wirt ist allgütig und unendlich wie der Schöpfer aller Dinge. Und abermals muß ich bitten, mich nicht falsch zu verstehen: er soll nur allgütig und unendlich sein im Umkreis seiner Kräfte. Für einen feinfühligen Gast gibt es nichts Peinlicheres als einen Wirt, der sich überanstrengt, und Kaviar mit Pleitengeruch oder Ragout von der Masse sind ungenießbare Gerichte. Der Reiche soll für seinen Gast ein Stück Butter extra in die Pfanne tun, der Arme ein Stück Schmalz, das aber sollen sie auch. Nicht sollen sie's nach der Art der stark verbreiteten Hausfrau machen, die den geladenen Gast bei der Suppe mit säuerlichem Lächeln versichert, daß sie „gar keine Umstände gemacht habe". Ei, das soll ihr der Teufel danken, daß sie einen Menschen zu Gaste lädt und dann „keine Umstände" macht! Wenn ich à la fortune du pot komme und speise, so werde ich mich dankbar an einem Teller voll Reis erfreuen (vorausgesetzt, daß der Reis richtig gekocht ist, was nur wenige verstehen); wenn ich aber geladen bin, so erwarte ich allerdings, daß die gnädigste Frau ein Übriges tue. Beim Himmel, es gibt Hausfrauen, die imstande wären zu bitten:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast —
aber Umstände machen wir deinetwegen nicht!

Sehet da die wunderschöne Seele des frommen Landmanns, der den Heiland zum nächsten Sonntag an seinen bescheidenen Tisch lädt. Er ist nur ein armer Teufel; aber

„Frau, hebt er an, nimm aus dein bestes Huhn,
Bereit' es kräftig, fege Flur und Haus,
Stell' in die Stub' auch einen schönen Strauß;
Putz' unsre Kinderlein, mach' alles rein,
Der werte Gast will wohl empfangen sein."

Und als nun statt des Herrn ein armer alter Bettler kommt, ruft da etwa der Bauer: „Ach so, dann brauchen wir ja keine Umstände zu machen!" und schließt etwa die Bäuerin das weiche Huhn und die fette Suppe in den Schrank? O nein:

„Da eilt der Vater: ‚Komm, du lieber Gast!
Wie du so lange doch gesäumet hast!
Schon lange ja dein Stuhl dort oben steht!
Komm, labe dich, du kommst noch nicht zu spät.
Und also führet er den armen Mann
Mit hellen Augen an den Tisch hinan:
‚O Kinder, seht! In diesem Ärmsten ist
Heut unser Gast der Heiland Jesus Christ!'"

Und so ist in jedem, der an unserm Tisch und an unserm Herde weilt, wenn auch nicht ein Gott, so doch mindestens ein König unser Gast. O, die Heiligkeit des Gastrechts und

der Gastfreundschaft ist ein tiefer Gedanke! Alle sind wir Gäste, weil wir alle Pilger sind.

Unser Dichten, unser Tun
Richten Pharisäer;
Rückt indessen um den Tisch
Näher nur und näher!
Will nun mit erhöhter Kraft
Nach dem Ruhme streben:
Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben.

Schon als Knabe konnt' ich nicht begreifen, warum „Timon von Athen" nicht eines der beliebtesten und meistbegehrten Shakespeareschen Dramen war. Mit schwärmerischer Liebe schloß ich diesen Helden in mein Herz, und nirgends erschien mir die Masse der Menschen — ein Ratten- und Hamster-, Schakals- und Pelikansgeschlecht — verächtlicher und hassenswerter als in diesem wirklichen Trauerspiel. Gewiß: ich wußte schon damals, daß die verschwenderische Gastlichkeit und Freigebigkeit des Atheners eine Torheit war; aber sie schien mir eine rührende, königliche Torheit, weit königlicher als die des alten Lear! Jetzt, da ich ein Mann bin und die Undankbarkeit der Menschen oder vielmehr unsere Undankbarkeit wahrhaft erkannt und gefühlt habe, jetzt bin ich noch mehr überzeugt, daß mein Liebling ein Tor war, aber ein Tor, liebenswerter als hundert Weise, die

ich gesehen! Traun: ich werde mich nicht durch Tafelfreunde zum Bettler machen lassen, und wenn sie sich eines Tages von mir zurückzögen, in der Meinung, daß ich mich bloßgegeben hätte, so würden sie merken, daß ich genug zurückbehalten hätte, um ohne Freunde, in Frieden lachend leben zu können. Aber wenn ich ein Narr sein möchte, so möcht' ich's noch heute am liebsten nach der Weise Timons sein. Das lieb' ich so sehr an meinem Norden, daß er gastlich ist. Er mußte es werden; je unwirtlicher die Natur, desto wirtlicher mußten die Menschen sein. Die Skandinavier gar sind Künstler der Gastfreundschaft, und die Pflege des Gastes wird bei ihnen zum Kultus.

Der Wirt muß ein Künstler, ein Gastmahl muß ein Kunstwerk sein, aus den rechten Stoffen geformt, von einer beherrschenden Idee getragen, in kunstvoller Steigerung aufgebaut und zum harmonischen Abschluß führend. Der Wirt muß die Elemente seiner Gesellschaft richtig mischen; nicht alle Menschen, die zu ihm passen, passen zueinander. Er muß nicht Generalsuperintendenten und Chansonetten, feudale Großgrundbesitzer und Anarchisten zusammenbringen. Ich leugne gar nicht, daß das interessant sein kann; es wird aber leicht zu interessant. Allerdings akkommodieren die Herrschaften sich ja gewöhnlich: der General-

superintendent vertritt aus Galanterie galante Weltanschauungen, und die Chansonette widerlegt ihn durch ehrbare Grundsätze; aber sie tun es nicht gern, besonders die Chansonette nicht. Wenn das Symposion nicht unter einem günstigen Sterne steht und von selbst in einer einheitlichen Stimmung zusammenhält — und es gibt gottverlassene Tage, an denen die „Leutnants" regimenterweise „durchs Zimmer fliegen" —, dann muß der Wirt die große Kunst besitzen, die auseinanderfallenden Geister immer wieder unauffällig um ein gemeinsames Feuer zu versammeln. Wenn unter seinen Gästen einer ist, der den Anwesenden durchaus den spinozistischen Substanzbegriff klarmachen oder vor dem Auseinandergehen noch die Geschichte der Diadochen in möglichst detaillierter Behandlung erledigen möchte, oder einer, der mathematisch beweisen will, daß Wagner der größte aller Tondichter gewesen sein muß — dann muß es der Wirt verstehen, ihm in so liebenswürdiger Weise das Wort abzuschneiden, daß er es selbst nicht merkt. Ich bin ein großer Freund philosophischer Beschäftigung; aber Kant, der es auch war, lud zu seinen Gastmählern Kaufleute, Oberförster und Bankdirektoren und unterhielt sich mit ihnen nicht über Philosophie. Der Wirt muß sich darauf verstehen, seine Gäste niemals warten zu lassen,

beim vergeblichen Warten bildet sich Kohlensäure, in der alle Lichter und Flammen der Freude ersticken. Er muß es verstehen, alle die Leute, die nicht spielen, singen und rezitieren können, die es infolgedessen durchaus wollen, an die Kette zu legen und die schüchternen Könner ans Klavier zu lotsen; aber selbst in der Aufstachelung wirklicher Künstler muß er sehr, sehr behutsam sein, sonst kann es ihm geschehen, wie es einstmals irgendwo geschah, daß sich ein großer Künstler ans Klavier setzt und von 11 Uhr abends bis 3 Uhr morgens Bach spielt. Was hilft es ihm, einen solchen Dauerenthusiasten wegen Freiheitsberaubung zu verklagen! Sein Gastmahl ist einfach erschlagen. Er muß seine Gäste gleich zu Anfang in eine wohlige Stimmung einzuwickeln verstehen, wenn nicht anders, so durch einen geeigneten Wein, einen Verführer, der mild und harmlos auch den Damen schmeckt, sie aber nach einem Glase schon leicht und unhörbar emporträgt; er muß die Reize seines Festes zu steigern verstehen bis zuletzt, und wenn ein Gast, auf die Uhr blickend, bestürzt ausruft: „Himmel, es ist zwei Uhr, und ich denk', es ist zehn!" dann muß er ebenso bestürzt ausrufen: „Was? Sie wollen doch nicht schon gehen? Nach dieser Stippvisite?" und er muß dabei in seinem Herzen nicht etwa denken: „Will denn diese Bande heute gar

nicht weichen?!“ sondern er muß genau das meinen, was er sagt. Dann wird sein Fest verklingen in dem allgemeinen Bedauern, daß es zu Ende sei, und seine Gäste werden mit rückgewandtem Gesicht und schwer sich lösenden Händen von ihm Abschied nehmen.

Und nach einem solchen Feste wird er noch eine köstliche halbe Stunde haben. Mit einer frischen Zigarre wird er durch Zimmer und Garten wandeln und wird um die Tische in Lauben und Nischen noch die stoff- und schwerelosen Gestalten seiner Gäste sitzen sehen, wird sehen, wie sie ihm zutrinken und zulächeln wie aus einem seligen Schattenreiche. „Tafelfreunde?“ wird er sich fragen. Ei, wenn sie gesellige Talente haben und uns frohe Stunden schenken können, warum sollen wir nicht Tafelfreunde haben, wie man hübsche Vögel oder Eichkätzchen hat? Ich werde für ein Gastmahl nicht verlangen, daß sie mir das Leben retten, wenn ich am Ertrinken bin, oder mir hundert Mark leihen, wenn ich sie brauche. Ich werde meine Freunde nicht schätzen nach einem Lächeln beim Wein.

Und immer wieder durch Saal und Garten wandernd, das verklingende Gelächter, die verglimmenden Farben des Festes in Ohren und Augen, wird er eine Handvoll veratmender Rosen von einem Tische nehmen und ihren

letzten Duft einsaugen. Und wenn er immer noch angeheitert ist, wird er den Tag gar mit Versen beschließen und lächelnd vor sich hinsprechen:

Mag euch nun der Misanthrop
„Tafelfreunde" schelten —
O, ich weiß, ihr werdet einst,
Was ich gab, vergelten!
Klagend wird's an meiner Gruft
Euer Herz durchbeben:
„Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben."

Und in meiner sichern Truh'
Werd' ich leise lachen,
Weil Freund Hein es nicht gelang,
Ganz mich tot zu machen.
Wird ein Tropfen meines Bluts
Doch im Sprüchlein leben:
„Edlen Wein hat er geschenkt
Und ihn gern gegeben."





VOM RAUCH- UND BRANDOPFER.

Immer wenn eine Tabaksteuer begründet werden soll, sagen die Minister: Der Tabak ist kein unentbehrliches Genußmittel; Tabakrauchen ist Luxus. Ja freilich, indem ich auf meine schreibende Hand sehe, empfinde ich, daß der Ring an meinem Finger auch Luxus ist, und nicht minder die Manschette, die unter dem Ärmel hervorschaut, und selbstverständlich auch die silbernen Knöpfe, die sie zusammenhalten.

Die Alpenveilchen auf meinem Schreibtisch und der Bronzeleuchter und die bronzene Goethe-Büste — alles Luxus. Daß meine Frau mir zum Frühstück ein Brot mit Schinken und echtem chinesischen Tee hereinbringt, ist Luxus; ein Haferaufguß und ein Brot mit Butter oder vielmehr Margarine oder richtiger Schweineschmalz tun dieselben Dienste. Die Haydnsche Sonate, die mir mein Töchterchen, während ich schreibe, auf einem guten Flügel vorspielt, ist kein unentbehrliches Genußmittel; ich kann ja singen, und wenn ich nicht singen könnte, könnte ich ja pfeifen und auf den Fensterscheiben trommeln. Und so gelangen wir denn mit dieser Philosophie, wenn wir sie konsequent, wie es Philosophen geziemt, verfolgen, in wenig Schritten zum Zyniker von Sinope. Oder auch weiter. Eine Tonne, ein Mantel und ein Brotsack — wer will denn beweisen, daß sie notwendig wären? Ist etwa das Leben ein unentbehrliches Genußmittel? „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran?" Nichts.

Aber ein Gift ist der Tabak. Ei freilich ist er das. Ist die Rechnung, die mir mein Schneider schickt, kein Gift? Ist es kein Gift, wenn mein Dienstmädchen mir die kostbare alte Standuhr in Trümmer schmeißt? Ist es kein Gift, wenn mein namhafter Schuldner Xaver

Ypsilanti Konkurs anmeldet? Wenn mein Stück bei elender Darstellung einen unbestrittenen, großen Erfolg hat und einer meiner Freunde an die Zeitungen depeschiert, es sei trotz glänzender Darstellung ausgepfiffen worden, so ist das wohl kein Gift? Wenn ich sehe, daß selbst ein Spinoza den Dualismus der res extensa und der res cogitans durch den angeblichen „Parallelismus" nur zu umschreiben, nicht aufzulösen vermag und den Dualismus des betrachtenden Subjekts nicht hinweggrübeln kann — ist das vielleicht kein Gift? Der Fall Faust zeigt, daß solche und ähnliche Fragen unmittelbar zur Vergiftung führen können. Wenn Verleumder deinen Garten unterwühlen, und es dir nicht gelingen will, den heimlichen schwarzen Gesellen mit dem Spaten das Genick zu durchstoßen — ist das Gift? Wenn du unweigerlich einen Zylinder tragen mußt und dieser Zylinder rechts und links wackelt, weil er dort zu weit ist und vorn und hinten auf die infamste Weise drückt, weil er dort zu eng ist — ist das Gift? Wenn der Stationsvorsteher „Abfahren!" ruft und der Hoteldiener mit deinem Gepäck noch nicht zu sehen ist; wenn dir dann bei 25 Grad Sommerhitze im Wagen ein großer, dicker Kerl gegenübersitzt, der kein Fenster geöffnet sehen will; wenn du ein Rembrandtsches Bild malen möchtest und es nicht kannst,

wenn die Londoner „Times“ von deutschen Friedensstörern reden und eine Flasche Rotspon, die du dir zehn Jahre lang aufgehoben hast, nach dem Kork schmeckt — ich frage, ob das alles Gift ist oder ob das kein Gift ist. Und ist vielleicht eure Nahrungschemie so weit fortgeschritten, daß ihr wißt, welches Quantum und welches Quale Meyer nützt und Müller schadet? Nein, nein, glaubt es mir, wir schlukken ununterbrochen eine Unmenge von leiblichen und seelischen Giften, besonders seelische, und irgend jemand hat gesagt, der Mensch, der im öffentlichen Leben stehe, müsse sich daran gewöhnen, jeden Morgen eine Kröte zu verschlukken. Der Mann war ein Schönfärber; denn die Kröte ist ein getrüffeltes Rebhuhn gegen das, was der Mann der Öffentlichkeit schlukken muß. Aber schlucken müssen wir alle, die wir geboren sind — ach, an der Erde Brust sind wir zum Schlucken da — dann aber will ich wenigstens zu diesem Diner auch meine Zigarre haben.

Und zwar wünsche ich viele verschiedene Sorten in meinem Schranke zu haben; denn die intimsten Reize der Zigarre kommen erst durch den Kontrast zur Erscheinung. Wenn Freunde mich besuchen, so lieb' ich es, als Nikotinprotz aufzutreten und durch Präsentation von mindestens zehn verschiedenen Kisten Sen-

sation zu erregen. Und da ich in einer Zigarren-fabrik aufgewachsen und seit meinem achten Jahre Gewohnheitsraucher bin, so vertrauen sie meiner Kennerschaft unbedingt. Wenn sie wissen wollen, was eine Zigarre wert sei, so geben sie mir eine zur Probe; ich sage ihnen dann auf den Pfennig genau, was sie kosten darf, und in der Regel haben sie dann auch mehr dafür gezahlt. Sie fallen immer wieder auf Äußerlichkeiten hinein, die Guten, auf schöne „Leibbinden“ und prunkvolle Deckelbilder und vokalreiche spanische Etiketten. Du lieber Himmel, Vasco da Gama und Christobal Colon und schöne Weiber kann man leicht in eine Kiste hineinkleben, und goldene Medaillen haben sie alle schockweise. Ein einziges handgroßes Stückchen Staniol hat mir schon manche Freude gemacht. In dieses Staniol wickle ich eine Sechspfennigzigarre (eine Hamburger Sechspfennigzigarre ist immerhin so, daß eine direkte Gesundheitsschädigung nicht vorliegt) und die so präparierte und veredelte Zigarre stecke ich in mein Etui. Wenn ich dann im Kreise der Freunde dies Etui herumreiche, so findet sich immer einer, der mit hämischer Freude im Blick, etwa als wenn er sagen wollte: Ich kann mir ja denken, daß es einem nicht angenehm ist; aber ich bin so frei — die silbern Funkelnde aus dem Versteck hervorzieht. Ein

leises Zucken um meinen Mundwinkel bestärkt ihn in seinem Triumphe. Aber wenn er sie dann mit peinlichster Sorgfalt enthäutet hat und die ersten Duftwolken mit leise vibrierenden Nüstern einzieht, dann fühlt er gewöhnlich das Bedürfnis, mich zu entschädigen und mir zu bestätigen, daß ich doch ein ganz raffinierter Kenner und Feinschmecker sei.

Ja, sie glauben alle an mich; nur einer wollte nicht glauben. Es war ein seelenguter Mensch und ein aufopfernder Freund, nur seine Zigarren waren mangelhaft. Ich sagte ihm das wiederholt mit der Aufrichtigkeit, mit der man seinem Freunde auch seine Fehler zeigen muß; aber er bestritt diese Schwäche und erklärte, ich verstünde nur nichts vom Tabak. Eines Tages waren wir mit mehreren Freunden bei ihm versammelt, und als er auf einen Augenblick hinausgegangen war, entnahm ich vor Zeugen seiner Kiste eine Zigarre und steckte sie ein. Nach einer Weile, als er wieder eingetreten war, präsentierte ich ihm diese Zigarre und sagte: „Da, rauch' einmal die, damit du mal erfährst, wie eine wirkliche Zigarre sein muß." Ich hatte mich nicht verrechnet; er steckte sie an und begann sofort zu schimpfen. „Nun also," sagte ich, „jetzt sagst du's selbst," und dann klärten wir ihn auf. Dabei waren seine Zigarren diesmal wirklich gut.

Überhaupt: ein selbst rauchender Mensch bietet immerhin noch gewisse Garantien (wenn er nicht gerade auf einem abgelegenen Dorfe wohnt), schlimm sind dagegen die Zigarren der Nichtraucher, jene Zigarren, die als notwendiges Übel für rauchende Gäste in irgend einem lieblosen Winkel, zum Beispiel in Kleiderschränken mit Naphthalin oder Kampfer aufbewahrt werden. Ein richtiger Zigarrenhändler weiß natürlich schon nach zwei Worten, wen er vor sich hat, ob einen Raucher von Qualitäten oder einen Raucher schlechtweg oder einen Nichtraucher, der „Colorado“ für eine Tabaksorte hält. Darum, wenn man zu einem Nichtraucher geladen ist, soll man sich, bevor man den Salon betritt, durch einen tastenden Griff vergewissern, daß man das eigene Etui im Frack habe; es findet sich dann schon eine Gelegenheit, die freundlichst dargebotene Nichtraucherzigarre unvermerkt gegen eine eigene umzutauschen. Wirklich gefährlich wird der Nichtraucher erst da, wo er so unter dem Zauber seiner Gattin steht, daß er erst bei der Verabschiedung seiner Gäste mit einem krampfhaften Lächeln ausruft: „Ach, nun hab' ich wahrhaftig ganz vergessen, den Herren eine Zigarre anzubieten! Na — wir haben uns ja auch so sehr gut unterhalten, hähähähä.“

Ja, ja, mit den Frauen im allgemeinen — gottlob nicht mit allen! — liegen wir

Raucher leider in einem stillen Kampfe — das Wort „still“ cum grano salis zu verstehen. Ich will unsere lieben Feindinnen nicht reizen und gern und schleunig zugestehen, daß ein vollgequalmtes Eisenbahncoupé schrecklich und der in Kleidern und Polstern haftende sogenannte „kalte Tabaksrauch“ über alle Begriffe scheußlich ist. Aber dagegen gibt es ein köstliches Mittel, meine Damen: Luft, Luft und abermals Luft, eine Gottesgabe, die noch immer erschreckend wenig geschätzt wird, vermutlich weil sie nichts kostet. Und in vielen Fällen — gestatten Sie mir diesen Männerstolz vor Frauenthronen — in vielen Fällen ist die Indignation über den mäßig verbreiteten Rauch einer guten Zigarre doch wohl, sprechen wir vorsichtshalber lieber in Fremdwörtern — so etwas wie Sensibilitätskoketterie, hm? Schon der Rauch einer einfachen Sumatra- und Brasilzigarre riecht zweifellos besser als viele Parfüms, belästigt die Atmung nicht entfernt so schwer wie ein Korsett und hat außerdem bekanntlich eine konservierende Kraft. Ich kenne auch vornehme, geschmackvolle und zart organisierte Damen genug, die, wenn der Gatte sich eine Zigarre anbrennt, entzückt ausrufen: „O, wie riecht die Zigarre schön!“ ganz zu schweigen von den vielen Damen, die selbst rauchen und doch geschmackvoll, vornehm und zart organisiert sind.

Natürlich kann es trotzdem vereinzelte Frauen geben, die keinen Tabakrauch vertragen — wie es Männer gibt, die kein Parfüm vertragen — und was in solchem Falle die Pflicht eines Kavaliers ist, ist ja selbstverständlich. Aber ich habe Damen beobachtet, die über die ersten zarten Wölkchen einer wunderbaren Havana empört die Nase rümpften, die aber halbe Stunden lang den Qualm der Lokomotive ins Coupéfenster schlagen ließen, obwohl so eine Lokomotive doch eine wesentlich aufdringlichere Sorte raucht als unsereiner.

Aber ich appelliere trotzdem nicht an den Geruchssinn der Frauen und nicht an die Widerstandskraft ihrer Lungen und Nerven — ich wende mich, weil das immer weit mehr Erfolg verspricht — an ihre duldsame Güte, an ihre mitleidsvolle Liebe zum andern Geschlecht.

Uns Männern nämlich ist doch wohl — ich sage nicht die schwerere, aber — die rauhere Arbeit im Lebenskampfe zugefallen. Wenn die rechte Frau den rechten Mann hat, so ist seine Aufgabe doch wohl härter, widriger, gefahrvoller und unerquicklicher als die ihre. Ich weiß, ich weiß: die Frau, die sich im Hause rührt und die Verantwortung fühlt, das Werk des Mannes zu ergänzen, sie hat harte und widrige Arbeit genug. Aber das Leben da draußen, meine Damen, ist für den Mann, der

Ehre, Glück und Existenz seines Hauses mit Fäusten und Zähnen erst erwerben und dann Tag um Tag verteidigen muß, das Leben, meine Damen, ist doch viel wirrer und bedrohlicher und schmutziger als Ihr Hauswesen in seinem ungeputztesten Zustande! Ich muß um Verzeihung bitten, wenn ich hier die denkbar bekanntesten Verse von Schiller zitiere; aber ich bedarf ihrer durchaus zur Veranschaulichung dessen, was ich meine. Es sind natürlich die Verse:

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen ....
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn usw.

Und nun frage ich jede billig denkende Frau: Wer von den beiden hat den Tabak

nötiger? Trotz aller Sorgen und Mühen bewegt sich das Leben des Weibes in sanfteren, weicheren, runderen Linien als das des Mannes, das über Höhen und Tiefen, durch Distel und Dorn, über Schroffen und Schrunden geht und das wenig Tage hat, wo er sich nicht das Schienbein an einem möglichst kantigen Stein stößt. Und das ist ja eben das Wesen des sanften, narkotischen Rausches, daß seine Wolken auf Viertel-, auf halbe, auf ganze Stunden die gähnenden Klüfte des Lebens ausfüllen, seine wilden Zacken und Schroffen dem Blick verhüllen, seine ruhelosen Unebenheiten ausgleichen und glätten zu einem blauen See der Träume. Die leise und doch so wohltätige Betäubung rundet die Ecken und Kanten der Welt und verdeckt die böseſten Gerüche des Lebens; den Mann der Öffentlichkeit macht sie unempfindlicher gegen die täglich dreimalige Vivisektion. Von Personen, die dem Blick der Sterblichen entrückt wurden, werden Sie gelesen haben, meine Damen, daß eine Wolke sie hinwegnahm; auf älteren Stichen sieht man die Bilder großer Männer von Wolken umgeben; auf Wolken thronen die ewigen Götter. Und das ist es: der Rauchende ist von aller Qual und Kleinheit des Lebens durch Wolken geschieden; weiche Wolken wiegen ihn wohlig über Gipfel und Schlünde dahin:

Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt;

aber er erblickt sie doch und erblickt sie klar genug; sie verwirrt sich ihm nicht; sie verkehrt und verdoppelt sich ihm nicht wie dem Alkoholtrunkenen; sie umkreist ihn nicht; vielmehr er ist in göttlicher Ruhe über sie erhoben, und leichter erledigen sich selbst die traurigsten Geschäfte von solchem Wolkensitze aus. Darum bot Bismarck dem Jules Favre bei den Friedenspräliminarien zu Versailles eine Zigarre an, mit dem Bemerken, bei einer Zigarre verhandle sich's immer leichter und ruhiger. Freilich: Jules Favre lehnte ab, und daran tat er recht. Über das Unglück seines Vaterlandes dampft man sich nicht hinweg, und solche Berge und Täler sucht man nicht durch die Wolken einer Zigarre zu verhüllen.

Mit meiner beweglichen Allokution an die Frauen hoff ich in ihrem weichen Herzen die Überzeugung befestigt zu haben, daß die Seelenheiterkeit des Mannes mehr wert ist als zwölf Paar teuerste englische Tüllgardinen. Übrigens glaub ich im stillen, daß in vieler Frauen Herzen eine geheime Stimme für den Tabak spricht, weil das Arom des Tabaks ein ausgesprochen männliches Parfüm ist. Ja manche Männer bedürfen geradezu der Zigarre, um männlich zu wirken. Jedenfalls, wenn manch

eine beim Eintritt in ein Zimmer, wo geraucht worden ist, mit gerümpftem Näschen ruft: „Hier riecht es nach Männern!“ so ist es nicht immer in ablehnendem Sinne gemeint, und was den Kuß des rauchenden Mannes betrifft, so kann ich mich auf die Autorität meiner Tochter Appelschnut berufen. Als sie jüngst bereits eine Stunde in ihrem Bettchen gelegen hatte, rief sie dem leise vorübergehenden Dienstmädchen zu: „Anna, sagen Sie bitte mal Papa, ich möchte noch einen Kuß von ihm haben, und wenn er nicht kommen will, dann geben Sie ihm von mir einen tüchtigen Kuß; wenn es 'n bißchen nach Tabak schmeckt, das schadt nix, daran gewöhnt man sich.“ Anna hat es dann doch nicht getan; aber das beweist nichts gegen den Tabak.

Gegen eine so gute Sache wie den Tabak gibt es überhaupt keine Beweise. Wenn jener intrigante Barbar, jener feige Schurke, der am Schlusse der Gesellschaft sagte: „Ach, nun hab ich ganz die Zigarren vergessen!“ wenn er die gesellschaftliche Bedeutung der Zigarre kennte und wenn er wüßte, daß ich jener unterschlagenen Zigarre wegen niemals wieder zu ihm komme, so würde er sie vielleicht nicht vergessen haben. Daß das Beste an einem Diner die nachfolgende Zigarre ist, ja, daß sie, wenn das Diner sehr gut war, erst

recht das Beste ist, das weiß man, und ich brauche es nicht zu wiederholen. Aber sie kann sogar mit einem schlechten Diner, sie kann mit dem Fehlen eines Diners und, was mehr als alles das bedeutet, sie kann mit einer langweiligen und unsympathischen Gesellschaft versöhnen. Es klingt wohl nicht gar zu arrogant, wenn ich wie jener Franzose von mir sage, daß ich mich nie in meinem Leben gelangweilt habe, daß mich höchstens andere gelangweilt haben. Wenn ich aber eine Zigarre habe, dann will ich denjenigen sehen, der es fertigbringt, mich zu langweilen. Dann kann ich liebevoll mit dem ledernsten und widrigsten Patron sprechen, weil ich mich unterdessen mit meiner Zigarre gut unterhalte. Um sich aber mit einer Zigarre unterhalten zu können, muß man ihre Seele erwecken.

Um aber die Seele einer Zigarre aufzuerwecken, muß man sie recht entzünden und langsam erglühen machen. Da gibt es Menschen, die eine Zigarre anzünden wie eine Talgkerze oder wie eine Rakete und dann brennen lassen, was brennt. Ob sie links oder rechts, oder oben oder unten schief brennt, ob die Außenseite ganz bleibt, während das „innere Feuer“ schon auf der Zunge brennt, das ist ihnen alles gleich. Andere „Menschen“ gibt es, die sie so gründlich anzünden, daß sie fast

bis zur Hälfte verbrennt und die erhabensten Augenblicke der Zigarre, ihre ersten, reinsten, jungfräulichen Düfte untergehen im Gestank des Streichholzes. Dann vergessen sie über Dingen, die vermeintlich wichtiger sind als rauchen, zu ziehen, und die Zigarre wird zum Kohlenmeiler und entwickelt wirklich sehr giftige, kopfschmerzverursachende, abscheulich riechende Kohlengase; plötzlich erwacht das Pflichtgefühl des Rauchers wieder, und er beginnt zu ziehen wie zehn gepeitschte Ackergäule, bis das Feuer an einer unglaublichen Stelle die Wand der Zigarre durchbricht usw. Wozu sich durch die Ausmalung solcher Greuel quälen? Der Anblick solcher Barbareien schneidet ins Herz. Der Raucher von Erziehung zündet eine Zigarre genau so weit an, wie zum gleichmäßigen Weiterbrennen nötig ist, nicht weniger und nicht mehr. Und dann zieht er langsam und regelmäßig. Und wie Goethes Sänger drückt er die Augen ein; denn das ist wahr: die ersten Liebkosungen einer schönen Zigarre sind die zartesten, und ein Dankbarer genießt sie mit innerster, frommer Sammlung. Das ist der verbreitetste Fehler der Dilettanten, daß sie zu schnell rauchen, daß sie „paffen" wie die Lokomotiven. Die Zigarren gleichen jenen vornehmen und zarten Frauen, die vor brutalen, stürmischen Anträgen sich scheu und verletzt zurückziehen

und verschließen und der langsamen, ehrfurchtsvollen Werbung alles gewähren in stetig wachsendem Erglühen. Ja, das ist es: die Liebe, die im ersten Ansturm das Höchste verlangt und das Höchste gewährt, sie kann nur abnehmen; die langsam werbende und erworbene Seele wächst von Minute zu Minute. Gewiß, das erste Glück des Rauchers ist das zarteste und das duftigste; aber die heißesten und berauschendsten Geheimnisse enthüllt doch erst die voll entbrannte Zigarre, und wie die Liebe eines wahren Weibes mit einem wahren Herzen süß bleibt bis zum Schlusse, so währt der Zauber einer edlen und recht gerauchten Zigarre bis zum letzten Ende, gewisse schwere und allzu heftige Importen ausgenommen.

„Langsam rauchen,“ das ist gemeint, wenn man, einem Dilettanten eine edle Zigarre reichend, hinzufügt: „Die müssen Sie mit Verstand rauchen,“ eine Bedingung, die unbegreiflicherweise jeder zu erfüllen verspricht. Durch langsames Rauchen kann man einer Achtpfennigzigarre Offenbarungen abschmeicheln, die man nicht in ihr gesucht hätte, und durch Paffen kann man die herrlichste Upman zu einer Stinkrakete herabwürdigen. Es kann einen Hund jammern, wenn man eine üppige, in edelster Farbeneinheit prangende Murias oder Garcia geschändet sieht von Menschen, die aus einer

Zichorienwurzel genau dasselbe Vergnügen heraussaugen würden.

Indem ich mir so die köstlichsten Stunden mit all den braunen Freundinnen, die an meinen Lippen vergingen, vergegenwärtige, muß ich wieder an Fatima denken, an Fatima, meine Lieblingssklavin, die ein braver Händler mir zuführte, die ich zwei Jahre lang besaß, die dann aber ausging und die ich nicht wieder finden kann. Das war die stärkste, feinste, geschmeidigste, hingebendste, feurigste, geheimnisreichste, vornehmste Seele, die je in einem braunen Leibe gewohnt hat. Ich habe in meinem Schranke gute, brave Kinder, die sich beeifern, mir Fatimen zu ersetzen: da ist eine Igualdad (was so viel heißt wie „Gleichheit"), die in jedem Exemplar mit anderen Schönheitsmalen gefleckt ist und so eine feine Persiflage der Gleichmacher darstellt; sie ist stark und feurig wie Fatima, aber Fatimas Adel und Lieblichkeit fehlen ihr; da ist eine stille, feine Habanera; sie ist vornehm und gediegen wie Fatima, aber Fatimas rassige Kraft und ihre tiefen Rätsel sind ihr nicht gegeben; da ist eine verteufelte kleine Flor de Silvela, ein kapriziöser, temperamentvoller Racker; aber Fatimens Keuschheit fehlt ihr; da ist vor allem meine liebe, gute prächtige, tägliche Lucida, voll und freundlich wie das Indianerweib auf dem

Deckel der Kiste, immer treu und zuverlässig, immer heiter und gleichmäßig gut, immer sanft und voll, so zu sagen — ohne Vergleich gesprochen — eine Christiane Vulpius, die für meine Gemütlichkeit sorgt; aber so lieb sie ist, Fatima war mehr. Es sind auch noch andere da: zum Beispiel eine kolossale, mastige Rothschild; sie trägt mich durch dicke Aktenbündel und schwere philosophische Wälzer hindurch; dann ein zierlicher schwarzer Cigarillo „El Diamante"; er hilft mir Epigramme feilen; eine etwas charakterlose Blondine, namens Ribera, für die Straße, wo man nur raucht, um etwas zwischen den Fingern zu haben und Qualm zu machen, was sie sich auch phlegmatisch gefallen läßt; ferner eine Triangularis, eine eckige, kantige, großknochige Dienstmagd, die im Eisenbahnkoupé alle unangenehmen Rivalinnen niederschlägt usw.

Vielleicht hat sich schon manch einer gewundert, daß ich gar nichts von Zigaretten sage. Ich rauche keine Zigaretten. Ich halt's mit einem meiner Freunde, der da sagt: „Verbranntes Papier stinkt immer, und wenn's Tausendmarkscheine sind." Vielleicht ist das ein großes Loch in meiner allgemeinen Bildung und meiner Begabung. Aber ich halte es für richtiger, in einer Sache Imposantes zu leisten, als auf allen Gebieten zu dilettieren.

Und die Erforschung der Zigarre fordert einen ganzen Mann.

Auch der Pfeife bin ich nicht zugetan. Alle drei Jahr einmal kauf ich mir eine kurze Pfeife und rauche ein paarmal daraus. Aber das ist etwas für Schiffer und Marinesoldaten mit geteerten Geschmacks- und Atmungsorganen. Und nun gar erst die lange Pfeife! Könnt ihr euch einen Dichter mit langer Pfeife denken? Könnt ihr euch den Schillerschen Jüngling auf dem Hippogryphen —

> Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf den Rücken,
> Kaum fühlt das Tier der Meisters sichere Hand,
> So knirscht es in des Zügels Band
> Und steigt, und Blitze sprüh'n aus den beseelten Blicken . . .

könnt ihr euch diesen Jüngling mit einer langen Pfeife denken? Und doch — doch — so wunderbar sind die Wege der Kunst — Ausnahmen gibt es auch hier. Einen feinen, vornehmen Poeten kenn' ich, bei dem ich mir's denken kann. Wilhelm Raabes Romane könnten bei der langen Pfeife geschrieben sein.

Auch über Weißdornblätter, Kirschbaumblätter, Rohrstock, Roßhaar und Seegras als Rauchmaterial kann ich nichts Autoritatives sagen; denn ich rauchte als Knabe die Zigarrenreste meines Vaters. Mein Vater hatte die Gewohnheit, nur wenige Züge aus einer Zi-

garre zu tun und sie dann wegzulegen. Meine Mutter hatte sich wiederholt beklagt, daß überall Zigarrenstummel herumlägen. Da hatte ich ein Einsehen.

Dagegen kann ich über nikotinfreie Zigarren berichten. Ich kann bezeugen, daß es dergleichen gibt; ich hab' eine geraucht. Kein Zweifel, man kann sie rauchen. Nur gehören dazu ein vegetarisches Linsenkotelett und ein Glas alkoholfreien Weines, beides kredenzt von einer Dame ohne Unterleib.

Nein, nein, wir mögen uns im Leben wenden und drehen, wie wir wollen; um das Gift kommen wir nicht ganz herum. Im Sprechsaal einer Zeitung lese ich gerade jetzt einen Artikel, dessen Einsender zornmütig ein staatliches Verbot des Tabakrauchens fordert. Allerdings: das wäre ein Weg. Wenn man das Trinken und das Rauchen verbietet, dann werden die Menschen enthaltsam wie in Amerika und England. Dann bekneipen sie sich, wie Sonntags in Amerika, nur noch hinter geschlossenen Läden, oder sie brauen sich wie die Eskimos in den alkoholfreien grönländischen Missionen den Kaffee so stark, daß sie hinreichend besoffen davon werden.

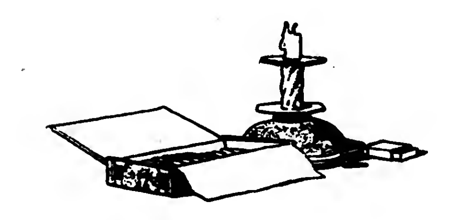
Jaaa, Leute, die solche Forderungen erheben, die brauchen allerdings nicht zu rauchen. Die spüren nichts von den Qualen und Klein-

heiten, von den Schroffen und Kanten und den bösen Dünsten des Lebens; denn zwischen ihrem Kopf und dem Leben ist etwas, was viel dicker und undurchlässiger ist als die Wolken einer Havanna, als die süßen Seufzer Fatimens . . . . .

Fatima! Kehre zurück; alles ist vergeben und vergessen!

Dein

Otto Ernst.





AN DIE ZEITKNICKER.

Ich war ehemals Beamter. Beamte, Soldaten, Schüler u. dergl. pflegen gegen den Morgen hin am schönsten und innigsten zu schlafen. Es bleiben ihnen daher für den dornigen Weg zur Tagespflicht nur die unumgänglich notwendigen Minuten und Sekunden. Meinen Weg zur Pflicht kreuzte damals an einer bestimmten Stelle eine Straßenbahn, und auf diese Bahn setzte ich immer und immer wieder die letzte Hoffnung eines gewissenhaften

Beamten, der gern schläft und doch rechtzeitig zum Dienst kommen möchte.

Die Polizei hatte damals die Verfügung getroffen, daß die Trambahnen nicht wie früher nach, sondern vor Kreuzung einer Straße zu halten hätten. Wer die gekreuzte Straße heraufkam, wußte daher nicht, ob ein Wagen in der Nähe sei; wenn er ihn aber sah, dann war's zu spät. Das heißt ich, ich wußte es ganz genau, daß die Tram hinter der Ecke lauerte, wenn ich die lange Humboldtstraße heraufkeuchte. Deutlich sah ich sie im Geist, wie sie horchend dastand, mit tückisch funkelnden Laternengläsern. Jetzt — jetzt hatte ich nur noch eine Minute bis zur Ecke, dann —

„Bing, bing, bing, bing!" Und siehe da: mit festlichem Geläute fuhr sie dahin und spuckte Feuer vor Vergnügen.

Es ging mir ja immer und überall so. In unsern großen Postämtern gibt es viele Schalter, damit das Publikum schnell abgefertigt werden könne, z. B. drei oder vier Schalter für Postanweisungen! Sie sind allerdings immer bis auf einen geschlossen, und vor diesem einen pflegt sich eine größere Volksmenge zu stauen. Wenn ich eine Postanweisung oder einen Einschreibebrief anbringen wollte, so pflegte ich an fünfundzwanzigster, vielleicht auch einmal an vierundzwanzigster Stelle Aussicht

aufs Drankommen zu haben, und sicher war unter meinen glücklicheren Vorgängern der Bote eines Geschäfts, das heute siebenundfünfzig Einschreibesendungen eintragen ließ, und mit tödlicher Sicherheit klappte der Beamte, sobald die Reihe an mich kam, den Schalter zu, um erst eine größere und schwierigere Addition vorzunehmen, einen statistischen Jahresbericht zu machen oder sonst dergleichen.

In allen diesen Zufällen lag eine Absicht, das war mir klar. Es ging mir ja genau so bei Steuerkassen, bei polizeilichen und militärischen Meldungen, bei meinen jährlichen Besuchen auf dem Standesamt. Wenn ich ein Kind anmelden wollte, dann hatte alle Welt Kinder gekriegt oder wollte eine dahinzielende Verbindung eingehen. Wenn ich eine Eisenbahnstrecke befahren wollte, wo die Züge stündlich verkehren, so erwischte ich regelmäßig den Zug, der achtundfünfzig Minuten nach meinem Eintreffen auf dem Bahnhof abzugehen bestimmt war, usw. usw.

Ich wurde verbittert. Als gerecht empfindender Mensch konnte ich ja nicht leugnen, daß ich auch schon einmal eine Trambahn rechtzeitig erreicht hatte, daß ich auch schon einmal allein am Postschalter gestanden hatte; aber das geschah so lächerlich selten, daß aus solchen Zufällen die Perfidie, die heimtückische

Absicht des Schicksals, mich zu foppen, erst recht deutlich erkennbar wurde; solche Glücksfälle gewannen mir denn auch nur ein Lachen bittersten Hohnes ab.

Mein Zustand wurde bedenklich; mein Sinn umdüsterte sich mehr und mehr; ich drohte mit dem Leben zu zerfallen; es erschien mir endlich wie ein einziger verfehlter Anschluß.

Ich dachte, ich sann, ich grübelte, wie dieser immerwährenden Pein zu entrinnen wäre.

Und siehe, mir kam ein Einfall von verblüffender Genialität. „Wie," dachte ich, „wenn du am Abend zehn Minuten früher zu Bett gingest und dich am Morgen um ebenso viele Minuten früher erhöbest?"

„Aber woher die zehn Minuten nehmen?" sagte ich mir. „Du bist ein über und über mit Arbeit beladener Mann und schläfst kaum so viel, wie du solltest! Laß sehen! Schlage nach im Buche deines Tagewerks —"

Und ich schlug nach, und ich fand hier fünf Minuten, die ich unnütz verbrachte, und dort zehn und da sieben und da drei und — ja, was war denn das? Ich fand trotz all meiner Arbeit und all meinem Fleiße hier und da ganze Abende, ganze Nachmittage, die ich totschlug.

Ich stand also zehn Minuten eher auf. Die Wirkung war erstaunlich. Ich erreichte

am andern Morgen nicht nur den Straßenbahnwagen, auf den ich es abgesehen hatte, sondern schon den vorhergehenden. Ich hatte meine morgendlichen Verrichtungen mit Ruhe vollführt und war deshalb früher fertig als je.

Ich wandte das einmal bewährte Prinzip auf Eisenbahnen an, auf Konzert- und Theatergänge, auf Vorstandssitzungen — es klappte. Wenn ich an einen zwanzigfach belagerten Postschalter kam, so überlegte ich, ob ich meine Sendung nicht ebensogut ein paar Stunden später oder am folgenden Tage oder bei einem andern Postamt aufgeben könne, und siehe, die Frequenz an den Postschaltern nahm zusehends ab.

Die Zahl der polizeilichen Meldungen, der Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle ging offensichtlich zurück. Die Beförderungsmittel änderten ihr Benehmen gegen mich vollständig. Sie wurden dienstfertig, entgegenkommend, liebenswürdig. Ich brauchte nur eine oder zwei Minuten zu warten, so kamen sie daher, ja, oft erschienen sie gleichzeitig mit mir an der Straßenecke, wie zu meinen persönlichen Diensten bestimmt, ja, ihre Freundschaft ging so weit, daß, wenn ich dennoch einmal zu spät kam, auch sie die erforderliche Verspätung hatten.

Da fiel es wie Schleier von meinem ganzen Wesen.

„Ha," riefen meine Gedanken, „solltest du früher in deiner Reizbarkeit und Krittlichkeit nur die unglücklichen Zufälle verallgemeinert, die glücklichen aber ignoriert haben? Solltest du übersehen haben, daß du selbst die Schuld an der Unrast des Lebens trugst? Hat sich etwa die Welt geändert? Um deinetwillen gewiß nicht. Also hast wohl du dich geändert? So ist es. Du hast das große Geheimnis eines ruhevollen Lebens gefunden: wenn man sich Zeit nimmt, dann hat man Zeit. Lerne nur, dir Zeit zu nehmen; so viel Zeit ist immer da — so könnte man das Goethe'sche Wort vom Glück variieren, zumal ja Glück und Ruhe des Gemüts fast genau das gleiche sind. Du warst nicht nervös, weil du keine Zeit gehabt hättest, sondern du hattest keine Zeit, weil du nervös warst. Das ist's. Du besannst dich — und du warst glücklich.

Und in meinem großen Herzen gedachte ich mitfühlend der Leiden meiner Mitmenschen.

Zu Millionen und Abermillionen sah ich sie ringsumher an Telephonen stehen und in nervösen Krämpfen an der Sprechschnur zappeln wie Maikäfer, die ein grausamer Dämon an einen Faden gebunden hat, sah sie zucken und zappeln, weil die Herstellung des Anschlusses

zwei, man entsetze sich: zwei Minuten dauerte; ich sah sie in Eisenbahnen sitzen und bei einer Verspätung von fünf Minuten über „diese skandalöse Bummelei“ fluchen; ich sah sie beim letzten Ton eines Konzerts, beim letzten Wort des Schauspielers mit der Anfangsgeschwindigkeit moderner Geschosse in die Garderoben flitzen, sich wie bei einer Panik in die Ausgänge quetschen und die Straßenbahn überfallen wie eine ausgehungerte Festungsarmee einen Proviantwagen, obwohl sie viel gescheiter täten, zu Fuß zu gehen und die Eroica unter einem Sternenhimmel ausklingen zu lassen — ich sah das alles, und ich mußte fragen: warum? warum?!

Mißversteht mich nicht! Ich weiß wohl, daß wir das Tempo unseres Lebens nicht zurückschrauben können auf das Tempo unserer Großeltern oder auch nur unserer Eltern; die fortschreitende Beschleunigung aller menschlichen Geschäfte, selbst der Totenbestattung, geschieht wohl auch nach einem Gesetz der Entwicklung. Ich weiß auch: ein Leben kann so wertvoll und so berechnet sein, daß jede Minute kostbar ist, obwohl das ein äußerst seltener Fall ist und im allgemeinen nicht die größten Lebenswerke in der Hast geschaffen wurden; ich weiß auch, daß jeder von uns in die Lage kommen kann, um eines unnützen Aufenthaltes von einer

Minute willen alle Gestirne des Himmels durch den Hauch seiner Flüche zu verdunkeln. Im allgemeinen aber — es tut mir leid, Ihnen das sagen zu müssen, meine Herrschaften — erinnert mich die Eile der Reisenden und Fernsprechenden, der Straßenbahnfahrer und Konzertbesucher an ein Spiel der Kinder, die zuweilen bei Tische den Einfall kriegen: „Wer zuerst seinen Teller leer hat!“ und dann wie unsinnig zu löffeln anfangen, um des Glückes willen — zuerst fertig zu sein. Findet ihr auch einen Spaß darin, mit dem Gericht des Lebens zuerst fertig zu sein? Wie ein epidemischer Wahnsinn erscheint mir oft diese allgemeine Hast, wie eine Narrheit, von der selbst ganz vernünftige, philosophisch angelegte Menschen ergriffen werden, z. B. ich.

Ich hatte einen tiefglücklichen Abendspaziergang am einsamen Elbufer hinter Blankenese gemacht und wollte nun mit der Eisenbahn nach Hamburg zurückkehren. Als ich den Bahnsteig betrat, erscholl das Zeichen zur Abfahrt. Und obwohl ich absolut nichts zu versäumen hatte, obwohl es mir vollkommen gleichgültig sein konnte, ob ich mit diesem oder mit dem eine Viertelstunde später fahrenden Zuge heimkehrte, stürzte ich auf den schon in Bewegung befindlichen Zug los. Ich ergriff die Handhabe neben der Tür eines Durchgangswagens

und wollte aufs Trittbrett springen, sprang aber fehl und hing nun an dem fahrenden Wagen; überdies wollte sich die Tür nicht öffnen lassen, kurz: ich befand mich in einer bedenklichen Lage, bis ein Schaffner mir half. Zum Glück hatte ich dann den Wagen ganz für mich allein, so daß ich, nun mit einemmale wieder ein ganz vernünftiger Mensch, mir mit lauter Stimme all die Komplimente sagen konnte, die mir rechtmäßig zukamen.

Wäre ich bei dieser Gelegenheit zu Tode gekommen und hätte mich im Jenseits einer gefragt: „Aus welchem Grunde hast du dein Weib zur Witwe und deine Kinder zu Waisen gemacht?“ so hätte ich ehrlicherweise nur antworten können: „Aus vorübergehender, aber vollkommener Blödsinnigkeit.“

Zeit ist nicht nur Geld, sie ist viel mehr und viel Besseres als Geld, und darum soll man sie nicht verschwenden. Aber noch viel weniger soll man ein Zeitfilz, ein Zeitknicker sein und die Sparsamkeit mit der Zeit ins Kleinliche und Schäbige treiben. Die Athener nannten den hastigen Gang des Gerbers Kleon einen „unanständigen Gang“, und sie hatten recht. Diese ewige Unrast und Eile, dieses Knickern mit Sekunden geben unserm ganzen Leben etwas Würdeloses, Ordinäres und Lächerliches. Wir machen es mit der Zeit wie

mit dem Geld: wir sparen sie am falschen Ort. Hier wenden wir ein Nickelstück zehnmal um, bevor wir es hergeben, und dort werfen wir Goldstücke zum Fenster hinaus. Revidiert einmal ernstlich euren Verbrauch an Zeit, revidiert z. B. einmal das Konto „Gesellschaftliche Verpflichtungen" und überlegt euch, wie viel Zeit ihr für sinn- und reizlose Diners und Soupers, für eine vollkommen wertlose, rein konventionelle Geselligkeit vergeudet, und ihr werdet euch wundern, staunen werdet ihr, wie viel Kleingeld und Scheidemünze zur glatten Abwickelung eurer täglichen Geschäfte ihr daraus machen könnt!

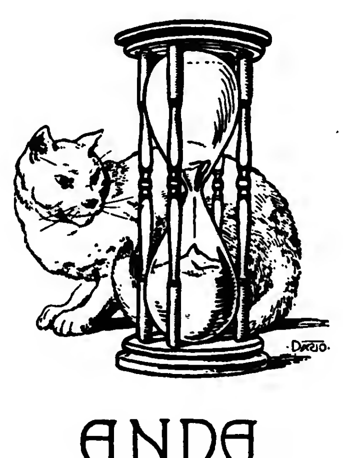
Ich hatte einst einen gescheiten Mitschüler, der, wenn er antworten sollte, sich vor Eile stets verhaspelte und gewöhnlich eine Dummheit hervorstotterte. Einer unserer Lehrer aber sagte jedesmal, bevor er den Stotterer reden ließ: „Ruuu—hig, nur immm—mer ruuu—hig," und dieser Zuspruch war von so suggestiver Gewalt, daß der Gefragte glatt und ohne Anstoß und ohne verhängnisvollen Zeitverlust die richtige Antwort gab.

Wir machen es wie jener Schüler. Wir stottern ohne Not unser Leben hervor, anstatt es ruhig zu veratmen. Wir sollten uns einen würdigen Papagei mit einer Baßstimme halten, der uns jeden Morgen, wenn wir aus dem

Bette steigen, zuriefe: „Ruuu—hig, nur immm—mer ruuu—hig!“ Wir sind ja so entsetzlich nervös — nur aus Nervosität. Nichts befördert nämlich die Nervosität mehr als Nervosität. Das klingt wie der Satz, daß die Armut von der pauvreté herrühre, hat aber doch etwas mehr Sinn. Regt euch nicht auf um Lappalien, wütet nicht über den Verlust von Minuten und Viertelstunden, wenn's nicht durchaus nötig ist; beginnt euer Tagewerk mit ruhiger Hand und ruhigem Auge, als wenn es wirklich und wahrhaftig auf anderthalb Minuten mehr oder weniger gar nicht ankäme, und ihr werdet euch wundern, wie sanft der Tag verfließt, ihr werdet bald entzückt sein, welch eine Ruhe, welch ein Behagen euer ganzes Nervensystem durchrinnt.

Freilich gibt es noch ein besseres Mittel, ein unfehlbar wirkendes: das ganze Leben nicht allzuernst nehmen! Wenn man genug zu essen hat, sich selbst durch Gewinn oder Verlust von 10,000 Mark oder 100,000 Mark oder noch viel mehr nicht aus der Fassung bringen lassen! Wenn man Freude im Wirken und Schaffen findet, nicht danach fragen, ob der „Ruhm“ nach zehn Jahren oder nach dreißig oder erst nach dem Tode oder überhaupt nicht komme! Sich immer gegenwärtig halten, daß man seines Glückes

Schmied ist, insofern als das Glück, dieses spinnwebzarte Goldfiligran, nur in der eigenen Brust geschmiedet wird! Das ist ein wunderbares Mittel! Wer das anwendet, dem klingt es aus allen Bäumen und Büschen, aus Licht und Dunkel, aus Höhen und Tiefen: „Ruuu—hig, nur immm—mer ruuu—hig! Dieses Mittel heilt alle Nervenschmerzen. Unter Garantie! Es hat nur einen schlimmen Fehler, das Mittel. Es ist furchtbar selten.



ENDE

